

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 98 (2002)

Heft: 1

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus de livres

GERLINDE HAID/URSULA HEMETEK/RUDOLF PIETSCH (Hg.): *Volksmusik – Wandel und Deutung*. Festschrift Walter Deutsch zum 75. Geburtstag. Wien: Böhlau 2000. 630 S., Abb., Notenbeispiele + CD (Schriften zur Volksmusik, 19).

Dieses Buch ist mehr als eine konventionelle Festschrift. Aus Anlass des 75. Geburtstags des Geehrten ist hier eine Übersicht über vierzig Jahre Entwicklung und Ergebnisse der musikalischen Volkskunde in Österreich entstanden, gerade weil das wissenschaftliche Wirken von Prof. Deutsch ein wesentlicher Teil desselben ist.

Im Volksliedarchiv für Wien und Niederösterreich berührte Deutsch noch die (zeitweise ins Grossdeutsch-Völkische integrierte) Tradition der Sammlung von als autochthon verstandener schriftloser Volkslied-Kultur. Deutsch war zuerst Lehrbeauftragter für musikalische Volkskunde an der Akademie, dann Hochschule, später Universität für Musik und Darstellende Kunst in Wien; er gründete und leitete dort das Institut für Volksmusikforschung. Dieses entstand gleichzeitig mit Kurt Blaukopfs Institut für Musiksoziologie, was zu einer regen gegenseitigen Befruchtung führte. In den volksmusikalischen Arbeiten von Walter Deutsch und vor allem auch seiner Schüler ist so immer schärfer hervorgetreten, dass die Wirkung des Musikalischen auf die Person von der sozialen Funktion nicht zu trennen ist. Aus dieser Sicht ergab sich in allen Sparten der österreichischen Volksmusikforschung eine bemerkenswerte Bereicherung. Das vorliegende Buch legt davon Zeugnis ab.

Es würde zu weit führen, hier die 39 Beiträge im Einzelnen zu besprechen. Wir begnügen uns deshalb mit einer Zusammenfassung der behandelten Themen, unter Erwähnung der beteiligten Autorinnen und Autoren. Das Werk ist mit nützlichen Personen-, Orts- und Sachregistern versehen. Eine CD mit repräsentativen Beispielen aus der österreichischen Volksmusik bereichert den Band. Den einzelnen Abhandlungen sind englische Zusammenfassungen beigegeben.

Unter dem Titel «Grundsätzliches» finden sich zwölf Artikel von *Gerlinde Haid, Max Peter Baumann, Alica Elsčeková mit Oskár Elsček, Julijan Strajnar, Thomas Hochradner, Wilhelm Keller, Josef Sulz, Konrad Köstlin, Irmgard Bontinck, Justin Stagl, Thomas Nussbaumer* und *Maria Walcher mit Dorli Draxler, Michaela Brodl* und *Annemarie Gschwantler*. In diesen Texten kommt der gesamte Problemkreis der Volksmusikforschung zur Sprache: Methodologisches zur ethnomusikalischen Feldforschung und Soziographie, Analytisches zu Gattungstypologie und zu Text und Melodie, Fundamentales zum Volksbegriff, zum Wandel in der Rolle und Deutung der Volksmusik in Kultur und Gesellschaft, Wissenschaftshistorisches zum ostmärkischen Volksliedunternehmen.

Der Abschnitt «Minderheiten» umfasst fünf Beiträge von *Ursula Hemetek, Helga Thiel, Reinhard Johler, Helmut Wulz* und *Engelbert Logar*. Die Volksmusikultur einer Minderheit wird jeweils in Bezug gebracht zu ihrer Religion (Roma), ihrer Gebrauchsmusik (Juden, Slowenen), ihrem Verhältnis zur Mehrheitskultur im Nachbarland (Italiener) und zur Zweisprachigkeit (Gailtal).

Zu «Geschichte und Gegenwart» finden sich achtzehn Beiträge von *Hildegard Herrmann-Schneider, Lujza Tari, Bálint Sárosi, Klaus Fillafer, Herbert Rathner, Günter Antesberger, Arnold Blöchl, Sepp Gmasz, Otto Holzapfel, Brigitte Bachmann-Geiser, Annemarie Bösch-Niederer, Walburga Litschauer, Gottfried Scholz, Wolfgang Suppan, Eva Maria Hois, Leander Petzoldt, Philip V. Bohlman* und *Elena Ostleitner*. Sie behandeln Einzelthemen, wie z.B. die persönlichen Beziehungen zur Volksmusik bei Jeremias Gotthelf, bei Johannes Brahms, Anton Webern und bei den Freunden Schuberts. Weitere Themen sind: Instrumente (z.B. Maultrommel), Sammlungen (Prager Sammlung, Vorarlberger Volksgesang, nördliches Burgenland, sogar Venezuela). Daneben finden sich auch eingehende Untersuchungen zu Einzelfragen, wie etwa Mazurka in Kärnten, Ländler und Galopp in Ungarn, Verbunkos-Melodie, Moritaten und Musik auf der Wallfahrt.

Unter «Schwerpunkt Wien» stellen *Reingard Witzmann, Ernst Weber, Theophil Antonicek* und *Gertraud Pressler* wiederum Einzelthemen vor, wie etwa: Lieder und Gesellschaftstänze historisch und museal, eine Würdigung von Alexander Krakauer und die Entstehung eines Drehorgelstückes von der Melodie bis zur gestanzten Platte für den Geehrten, Prof. Deutsch.

Schüler und Freunde haben mit diesem interessanten Band ein schönes Geschenk für Walter Deutsch zustande gebracht.

Margaret Engeler

CHRISTIAN GIORDANO/JOHANNA ROLSHOVEN (Hg.): Europäische Ethnologie – Ethnologie Europas = Ethnologie européenne – Ethnologie de l'Europe. Freiburg (Schweiz): Universitätsverlag 1999. 242 S. (Studia ethnographica Friburgensia, 22).

Als Leitlinie für ihre Jahrestagung 1996 wählte die Schweizerische Ethnologische Gesellschaft das übergreifende Thema einer «Europäischen Ethnologie». Der vorliegende Band stellt nun die Zusammenfassung der in Le Louverain (bei Neuchâtel) vorgetragenen Referate dar. Der Tagungstitel wurde für den Buchtitel übernommen. Im Vorwort referieren und reflektieren die beiden OrganisatorInnen *Christian Giordano* und *Johanna Rolshoven* die Tagungsvorgaben, die Tagungsstruktur und die Problematik eines solchen thematischen Vorhabens. Ein zweifacher Diskussionsstrang führte dabei durch die Tagung und verband die drei Programmteile miteinander: Einerseits sollten die vielfältigen und durchaus unterschiedlichen Hintergründe der diversen Disziplinen, die sich «unter dem gemeinsamen Dach einer Kultur- und Sozialwissenschaft Europas situieren» (S. 7), vorgestellt und diskutiert werden. Andererseits und sich daraus ergebend standen die «neuere[n] Ansätze und Anforderungen, denen sich diese Fächer zu stellen haben» (ebd.) zur Debatte. Bedauerlicherweise wurden nur die Referate, nicht aber die darauffolgenden Diskussionen in dem Band abgedruckt. Man hat als LeserIn konsequenterweise den Eindruck, einen wichtigen Aspekt, der dem programmatischen Vorhaben Rechnung zu tragen versuchte, nicht mitverfolgen zu können. Und man wird den Eindruck nicht los, dass damit ein sehr wesentlicher Teil des engagiert formulierten und angegangenen Unternehmens fehlt.

Als Charakteristik der heutigen Sozial- und Kulturwissenschaften verstehen Giordano und Rolshoven ein gemeinsames Forschungsfeld mit ähnlichen Interessen, das aber von verschiedenen Einzeldisziplinen mit je eigenen fachhistorisch entwickelten Epistemologien bearbeitet wird. Diese Spannung zwischen der gemeinsamen Thematik und Interessenlage und der gleichzeitigen disziplinären Zersplitterung bestimmt einen wesentlichen Teil der vorliegenden Problematik. Hinzu kommt die Frage nach dem geografischen Feld, sprich Europa, das als grundlegendes Verbindungselement angesprochen wird. Da die HerausgeberInnen selbst in Zweifel ziehen, dass es sinnvoll ist, bei den methodisch, theoretisch und fachhistorischen Unterschieden der verschiedenen hier zusammengedachten Disziplinen (trotz der angesprochenen Ähnlichkeiten) vereinheitlichend von *der* Ethnologie oder von *der* Volkskunde zu sprechen, lässt sich wohl auch anmerken, dass das mit «Europa» apostrophierte inhaltlich Verbindende ebenso in Frage oder zumindest zur Debatte steht. Besonders die ForscherInnen aus den osteuropäischen Ländern fühlten sich an der hier repräsentierten Tagung auf dieses Problem gestossen: Europa ist nicht gleich Europa. *Wie* Europa zu verstehen ist bzw. wie es als Forschungsgegenstand konstruiert wird/werden soll, gehörte demnach zu den Kernfragen des Tagungsthemas.

Das trotz allem Verbindende für eine «Europäische Ethnologie» ist laut den TagungsorganisatorInnen eine gemeinsame Aufgabe. Sich angesichts der «zunehmenden Verflechtungen zwischen Alltagskultur, Wissenschaftskultur und Markttendenzen» (S. 9) und dem «Aufflammen der von politischen, intellektuellen und sogar militärischen Eliten inszenierten und instrumentalisierten Identitätsfrage» (ebd.) zusammen den gesellschaftlichen Herausforderungen der heutigen Zeit zu stellen und ihnen zu begegnen, soll den gemeinsamen Boden für eine künftig verstärkte Zusammenarbeit von Sozial- und Kulturwissenschaften bilden. Dass ein solches Projekt nicht mit *einer* Tagung erreicht werden kann, wissen Giordano und Rolshoven und möchten deshalb das als Nachfolgepublikation «vorliegende Buch [als] einen bescheidenen Beitrag zu dieser noch viel zu selten geübten Auseinandersetzungsweise» (S. 12) verstehen.

Die Umsetzung dieser im Vorwort vorgestellten Fragen und Probleme erfolgte in drei Tagungssektionen. Die erste widmete sich den «Wissenschaftstheoretische[n] Perspektiven/Approches épistémologiques». Die darin zusammengefassten Beiträge von *Gérard Lenclud* («Anthropologie de l'Europe, ethnologie européenne»), *Klaus Roth* («Zwischen Volkskunde und Völkerkunde: Europäische Ethnologie und interkulturelle Kommunikation»), *Ueli Gyr* («Europäische Ethnologie aus der Sicht der Schweizer Volkskunde») und *Yvonne Preiswerk* («Y a-t-il une anthropologie suisse et qu'apporte-t-elle à la connaissance européenne?») versuchten einen Einstieg in die unterschiedlichen Epistemologien derjenigen Fächer, die die AutorInnen je selbst repräsentierten. Der Blick auf das eigene Fach und die darin bereitgestellten Möglichkeiten von Erkenntnis wurden in Relation zum disziplinär Anderen (das je nach Herkunft und Blickrichtung die Ethnologie, Europäische Ethnologie oder auch Anthropologie sein kann) perspektiviert. Bereits hier zeigt sich die im Vorwort vielzitierte Heterogenität der beteiligten Disziplinen. Erschwerend für eine kommunikationsorientierte Lektüre fällt an dieser Stelle allerdings der im Buch fehlende Appendix zu den AutorInnen ins Gewicht. Ohne Wissen über den institutionellen, fachlichen und nationalen Hintergrund der sich äussernden ReferentInnen fällt es schwer, die unterschiedlichen Aussagen und Konzepte sinnvoll ein- und einander zuzuordnen.

Der zweite Sektionsteil zum Thema «Transnationale Mobilität und Ethnizität im Ost-West-Vergleich/Mobilité transnationale et ethnicité: une comparaison entre l'Europe de l'est et de l'ouest» führt vier Studien zusammen, deren zwei sich mit Phänomenen im westlichen und zwei sich mit solchen im östlichen Teil Europas beschäftigen. Die Forschungen greifen Fragen auf zum (durchaus national unterschiedlichen) Verständnis von Nationalität, Staatsbürgerschaft und Patriotismus, wie sie durch Mobilität verändert und problematisiert werden. In den Blick genommen werden dabei vor allem institutionelle Gegebenheiten, wirtschaftliche Entwicklungen und die sozialen und historischen Einflüsse, die prägend auf die untersuchten Erscheinungen eingewirkt haben.

Die dritte Sektion schliesslich widmete sich der Bildung von «Neue[n] regionalen Identitäten/[d]es nouvelles identités régionales». Den anderen Beiträgen dieser Sektion vorangestellt, kann man *Rolf Lindners* Beitrag «Globales Logo, lokaler Sinn» als einleitende Reflexion der vorherrschenden Forschungsthemen über die Veränderung der Regionen durch die allgemein konstatierte Globalisierungsentwicklung lesen. In den darauf folgenden Aufsätzen erscheinen dann Beispiele von Regionen, die durch unterschiedliche historische Entwicklungen ihr geografisches Profil und ihre staatliche Zugehörigkeit (mehrmals) verändert haben. Die wechselnden Bestimmungskriterien für das Verständnis der jeweiligen Regionen verweisen (wissenschaftlich) auf deren Konstruktcharakter. Was diese (sowohl historisch als auch ideologisch bedingte) Konstruktion für den alltäglichen Umgang, die identitätsbezogene Aneignung und damit verbunden die unterschiedliche Bewertung der Region bedeutet, dies waren die daraus abgeleiteten Forschungsfragen, mit denen sich die vorliegenden Untersuchungen befassen.

Versucht man an dieser Stelle eine Gesamtbeurteilung des Buchs, so scheint (zumindest) eines klar geworden zu sein: Der Tagungs- und Buchtitel darf nicht als übergreifende Fachbezeichnung für eine neue, aus alten kleineren, national institutionalisierten Fächern heraus- oder zusammengewachsene Disziplin missverstanden werden. Das Buch stellt keinen Schritt in Richtung eines gemeinsamen, homogenen (so homogen eine historisch gewachsene und durch unterschiedliche ForscherInnen vertretene Disziplin überhaupt sein kann) Faches dar. Wer die epistemologischen Grundlagen und Reflexionen für eine solch vereinte, zukünftige Fachvision erwartete, muss sich enttäuscht sehen. Auch wäre dafür die vorgestellte Themenbreite als Forschungsspektrum für eine als geeintes Fach begriffene Europäische Ethnologie viel zu eng gefasst. Vielmehr stellt die Heterogenität der hier versammelten Forschungsbeiträge den Sinn einer in dieser Weise antizipierten Zukunftsvision grundsätzlich in Frage (ob dies allerdings bewusst intendiert war, bleibt meines Erachtens offen).

Als Ziel der Tagung hat das HerausgeberInnenduo in seinem Vorwort die Begegnung und Kommunikation unterschiedlicher ForscherInnen in einem Feld vorstellt, in dem sich Interessen, Methoden und Theorien überschneiden, aber auch auseinanderlaufen. Das Buch kann also kaum als ein Beitrag zur institutionellen Überwindung bisheriger Fächergrenzen, sondern als ein Versuch zur gegenseitigen inhaltlichen Rezeption und damit verbundenen Weiterentwicklung der eigenen Forschungsergebnisse verstanden werden. Es ist nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Sabine Eggmann

HERMANN BISCHOFBERGER: Rechtsarchäologie und Rechtliche Volkskunde des eidgenössischen Standes Appenzell Innerrhoden. Ein Inventar im Vergleich der Entwicklung anderer Regionen. Appenzell: Druckerei Appenzeller Volksfreund 1999. 2 Bde. 1062 S., zusätzl. 62 S. Abb. (Innerrhoder Schriften, 8).

Der Rezensent kann nur hoffen, dass dieses gewaltige Werk von über 1100 Seiten Länge auch in der Schweiz die üblichen oder erwartbaren Dimensionen einer juristischen Dissertation, um die es sich handelt, sprengt; in Deutschland jedenfalls würde es dies tun, sofern hier überhaupt noch damit zu rechnen ist, dass offizielle Examensarbeiten zum Bereich der Rechtsarchäologie und/oder Rechtlichen Volkskunde erscheinen. Nach dem Tode von Siegfried Baader und Karl-S. Kramer ist derlei hierzulande rar geworden. Und auch für die Schweiz dürfte das Erscheinen einer solchen Arbeit zurückzuführen sein auf das Wirken von Louis Carlen (einer der Gutachter der Dissertation), mit dessen Namen sich in der Hauptsache der Fortbestand rechtsarchäologischer Forschung in der letzten Zeit verband.

Die Arbeit selbst macht es sich zum Ziel, den Gesamtbereich der Rechtsarchäologie/Rechtlichen Volkskunde für den Halbkanton Appenzell Innerrhoden auszuschreiben im Sinn einer thematisch begrenzten *histoire totale*. Sie tut dies, dies kann resümierend gleich gesagt werden, in einer Vollständigkeit, welche absolute Bewunderung abnötigt. Es handelt sich im eigentlichen Sinne nicht um eine juristische oder historische Dissertation, welche eine ungeklärte Forschungsfrage einer Lösung zuführt (so hat denn die Arbeit bezeichnenderweise auch kein Ergebnis), sondern um ein Handbuch, mehr noch: um eine regionale Enzyklopädie, welche ihren Gegenstand mit einer geradezu unerbittlichen Systemat-

tik und Konsequenz abarbeitet, angelehnt an die Handbücher der Disziplin aus der Feder von Carl von Amira, Claudius von Schwerin, Eberhard von Künnsberg oder eben Louis Carlen. Sie tut dies mit einem durchgängigen System: Einer umfassenden allgemeinen Einleitung jedes speziellen Punktes, in welcher die Gesamtentwicklung nachgezeichnet wird, folgt die spezifische Darstellung innerhalb der Geschichte Appenzell Innerrhodens. Für den Fachmann wird so viel vertrautes Allgemeinwissen rekapituliert, bevor man die schweizerische Spezifik kennen lernt, der der Disziplin etwas ferner stehende Leser dagegen wird es dankbar goutieren, dass ihm jeweils in Kürze das gesamte Fachwissen mitgeliefert wird.

Freilich hat dieses Verfahren zur Folge, dass sich die Darstellung ungeheuer in die Länge zieht. Da der Autor auch nicht darauf verzichten will, die einschlägige Literatur jeweils an Ort und Stelle zu nennen, kann er – ausser im Einleitungsteil – kaum eine Seite schreiben, ohne dass er nicht mindestens die Hälfte des Platzes für Anmerkungen aufwenden müsste. Für den Einleitungsteil selbst, in welchem die Geschichte des Kantons skizziert sowie die Problematik und Begrifflichkeit der Rechtlichen Volkskunde entfaltet werden, müssen allein 120 Seiten aufgewendet werden – wo in Deutschland juristische Dissertationen in der Regel schon zu einem Ende gekommen sind! Bischofbergers Literaturverzeichnis umfasst nicht weniger als 176 Seiten.

Der eigentliche Hauptteil stellt dann in zwei grossen Kapiteln Orte und Gegenstände, die der Rechtssetzung und -anwendung dienen (S. 121–676), sowie die Gegenstände des rechtsrituellen Handelns (S. 677–841) dar. Und hier nun erfährt man alles über Rathäuser und Verkündplätze, über Richtstätten und Folterwerkzeuge, über Amtstrachten und Siegel, Hausmarken und Grenzzeichen. Der Autor vergisst weder den Einbau von Heizungen in den Rathäusern zu behandeln, noch die Baugeschichte der Kirchen zumindest zu skizzieren, in denen Ratserlässe verkündet worden sind. Und auch der Ordensschule der Kapuziner von St. Antonius in Appenzell wird ein kleiner Abschnitt eingeräumt, weil hier 1928 insgesamt 83 Soldaten wegen Insubordination für zehn Tage arretiert worden sind, nachdem im Rathaus und Absonderungshaus für eine solche Menge der Platz nicht reichte (S. 487f.). Jedem Aspekt, der auch nur entfernt oder am spezifischen Innerrhoder Detail mit dem Rechtsleben in Berührung stand, spürt der Autor mit beeindruckender Kenntnis nach. So kann er konzessionierten Schwingerkämpfen im Kapuzinerkloster, vor dem Rathaus oder nördlich der Pfarrkirche St. Mauritius in Appenzell eine Affinität zur Rechtsfigur des Asyls oder zum Duell abgewinnen oder die Verwandtschaft von Dirigentenstab und Richterstab wahrscheinlich machen. Angesichts der umfassenden Belesenheit und Gelehrsamkeit, die der Autor allenthalben beweist, sei korrigierend lediglich angemerkt, dass in den Lochgefängnissen der vorrevolutionären Zeit sicher keine *epidemischen* Krankheiten ausgebrochen sind (S. 420); derlei ist typisch erst für die Korrektoren von Straftätern in Grossgefängnissen des 19. Jahrhunderts. Ausserdem werden durchgängig Pest und Lepra (S. 446ff. und 716f.) als Synonyme gebraucht, was zumindest dem bundesdeutschen Sprachgebrauch nicht entsprechen würde.

Doch derlei Anmerkungen sind lediglich Quisquilien angesichts einer immensen Leistung, welche für den Landeskundigen eine umfassende Darstellung des Rechtslebens einer Region abgibt und für den entfernter Stehenden ein Nachschlagewerk für alle Fragen der Rechtlichen Volkskunde/Rechtsarchäologie inklusive der einschlägigen Literatur.

Walter Hartinger

GÁBOR FEJÉR/LÁSZLÓ ROBOZ: Székképek. Budapest: Néprajzi Múzeum 1999. 39, 91 S., ill., 68 Farbtaf. (Catalogi Musei Ethnographiae. A Néprajzi Múzeum tárgykatalógusai, 3).

Das Heft 3 der Reihe des Ethnographischen Museums in Budapest, die sich mit Sachkultur befasst, ist einer Ausstellung von Stühlen gewidmet. In einem ersten Teil werden die geistigen Strömungen dargestellt, welche die Entwicklung der Sammlung beziehungsweise ihre Ausstellungsmethoden beeinflussen. Diese wuchs aus einer eher zufälligen Schenkung von Stühlen im Zusammenhang mit Ausstellungen Ende des 19. Jahrhunderts (1885 in Budapest, 1892 in Wien) zu einer gezielten und kontinuierlichen Sammlung möglichst vieler repräsentativer Varianten aus den verschiedenen Gegenden Ungarns (das heutige Rumänien mit eingeschlossen).

Jene ersten Stücke sind heute verschollen, d.h. sie wurden wegen Altersschwäche eliminiert. Man mag dies bedauern, wenn man weiss, dass zu der Zeit, als das Interesse an der ungarischen Volkskunde in Jegenyefürdő bei Bánffyújnyad (Kalotaszeg, Siebenbürgen) seinen Anfang nahm (1884/85), in der Folge bürgerliche Wohnungen in Budapest mit bäuerlichen Holzstühlen im Blau aus Kalotaszeg möbliert wurden. Auch der Komponist und Volksmusikforscher Béla Bartók beteiligte sich daran, solche Gebrauchsgegenstände der Volkskunst in seinen persönlichen Alltag zu integrieren.

Der Stuhl wird im Ungarischen Volkskundlexikon (*Magyar Néprajzi Lexikon*) als «Sitzmöbel für 1 Person» (*egyszemélyes ülőbútor*) definiert. Im Katalog kommen nun noch jene Gegenstände der Sammlung hinzu, die wir nicht als eigentliche Möbel betrachten, wiewohl sie als Sitzgelegenheit dienten. Es handelt sich dabei aber nicht um die Skizzierung einer Kulturgeschichte des Stuhles.

In einem zweiten Teil befasst sich der Katalog mit theoretischen und methodischen Fragen von Abgrenzungen und Ausgliederungen. Dabei wird der ganze derzeitige Bestand der Sammlung systematisch erfasst: Jeder einzelne Stuhl wird in «Passbildgrösse» abgebildet und nach einheitlichen (vereinfachten) Kriterien inventarisiert. Diese Vorgehensweise ist eng verknüpft mit dem Namen der bedeutenden Ethnographin Klára Csilléry: Sie machte die Ateliers ausfindig, aus denen die besten Möbel einer Region zu einer bestimmten Zeit hervorgingen, und sie entwickelte, aufgrund genauer Ortskenntnisse, jene Kriterien, die sowohl ein individuelles Porträt eines jeden Stuhls als auch sein Eingebettetsein in einen grösseren Zusammenhang erlaubten.

Eine Bibliographie ungarischer Sachliteratur und Diagramme sollen den theoretischen Teil untermauern. Auch wird ein Verzeichnis der verwendeten Abkürzungen und ihrer Auflösung dem interessierten Leser an die Hand gegeben. Den Abschluss des Katalogs bilden 68 wunderschöne farbige Tafeln, die einen lebendigen Eindruck von der Pracht der Sammlung vermitteln. *Paula Küng-Hefti*

ATTILA SELMECZI KOVÁCS (Hg.): *Series historica ethnographiae. A Néprajzi Múzeum tudománytörténeti kiadványsorozata = Wissenschaftsgeschichtliche Serie aus dem Ungarischen Ethnographischen Museum*. Budapest: Néprajzi Múzeum 1989ff.

Die seit 1989 in lockerer Folge erscheinende historische Reihe des Ungarischen Ethnographischen Museums hat, unter der Redaktion von Attila Selmeczi Kovács, mit der Nr. 10 einen besonders schön illustrierten Band herausgebracht. Aus Anlass des zehnjährigen Jubiläums, das vom Herausgeber der Reihe gar nicht erwähnt wird, listen wir die bereits erschienenen Titel auf:

1. *János Jankó*: A Millenniumi falu (Das Millenniumsdorf. The Millennium Village). Facsimile. Sajtó alá rendezte Szemkeő Endre. Budapest 1989. 180 S., Ill. – 2. *László Madarassy*: Nomád pásztorkodás a kecskeméti pusztaságon (Nomadisches Hirtentum im Steppeland bei Kecskemét). Reprint. Sajtó alá rendezte Hála József. Budapest 1990. 75 S., Ill. [vergriffen]. – 3. *Balázs Csete*: Kalotaszegi fafaragások (Holzschnitzereien aus Kalotaszeg. Wood-Carvings from Kalotaszeg). Sajtó alá rendezte Selmeczi Kovács Attila. Budapest 1990. 143 S., Ill. – 4. *János Thain/Kálmán Tichy*: Kisalföldi és gömöri népi építészet (Volksarchitektur der Kleinen Ungarischen Tiefebene und des Gömör-Gebietes. Popular Architecture in the Small Hungarian Plain and the Gömör Region [...]). Sajtó alá rendezte Liszka József. Budapest 1991. 190 S., Ill. – 5. *Zsigmond Bátky*: Útmutató néprajzi múzeumok szervezésére (Anleitung zur Organisierung ethnographischer Museen). Reprint. Sajtó alá rendezte Selmeczi Kovács Attila. Budapest 1992. 341 S., Ill. – 6. *János Jankó*: Kalotaszeg magyar népe. Néprajzi tanulmány (Das ungarische Volk von Kalotaszeg. The Hungarians of Kalotaszeg). Reprint. Sajtó alá rendezte Hála József. Budapest 1993. 356 S., Ill. [vergriffen]. – 7. *János Jankó*: Finnországi jegyzetek (Aufzeichnungen aus Finnland. Notes on Finland). Szerkesztette és közzéteszi ifj. Kodolányi János. Budapest 1993. 173 p., Ill. [vgl. SAVk 92/1996]. – 8. *Antal Reguly*: Magyarországi jegyzetek (Aufzeichnungen aus Ungarn. Notes from Hungary). Szerkesztette és közreadja Selmeczi Kovács Attila. Budapest 1994. 199 S., Ill. [vgl. SAVk 92/1996]. – 9. *Benedek Baráthosi Balogh*: Távoli utakon (On Distant Ways. Life and Works of B. Baráthosi Balogh). Válogatta és a bevezetőt írta Hoppál Mihály. Budapest 1996. 126 S., Ill. [vgl. SAVk 94/1998]. – 10. *Adrienne Újváriné Kerékgyártó* (Hg.): Csíkmenaság népművészete (Folk Art of the Csíkmenaság Region. Die Volkskunst von Csíkmenaság). Budapest 1999. 130 S., Ill. [vgl. SAVk, in dieser Ausgabe].

Es handelt sich um die Arbeiten und Biografien bedeutender Persönlichkeiten aus den Anfängen des Ethnographischen Museums, um den Bericht zu den ersten Ausstellungen in Wien und in Budapest und um die Beschreibung einer noch ganz der gegenständlichen Volkskunde verpflichteten Sammlertätigkeit, die in Kalotaszeg begann. Die Reihe ergänzt sinnvoll das Jahrbuch (*Néprajzi értesítő*, passim).

Paula Küng-Hefti

ADRIENNE ÚJVÁRINE KERÉKGYÁRTÓ (Hg.): Csikmenaság népművészete (Folk Art of the Csikmenaság Region. Die Volkskunst von Csikmenaság). Budapest: Néprajzi Múzeum 1999. 130 S., Ill., 15 Farbtaf. (Series historica ethnographiae, 10).

In diesem besonders schön illustrierten Band geht es um die Wiedergabe von drei Forschungsberichten, deren zu Grunde liegende Feldarbeit in den Sommermonaten der Kriegsjahre 1941–43 getätigt wurde, und zwar in Csikmenaság, einem sehr alten Dorf mit Székely-Bevölkerung östlich von Csíkszereda (rumän. Miercurea Ciuc) direkt am Fusse der Karpaten gelegen: Angehende Zeichenlehrer, in Begleitung des Volkskundlerehepaars Béla Újvári und Adrienne Újváriné Kerékgyártó, erfassten typische Kunsthandwerke, indem sie sie abbildeten, die Gegenstände katalogisierten, Entstehungszeit und Besitzverhältnisse notierten und – last but not least – die Herstellungstechniken kennen lernten und beschrieben.

Nándor Balaskó untersuchte die traditionelle Holzschnitzerei, Dénes Kovács, zusammen mit dem Ehepaar Újvári, befasste sich mit gewobenen Decken aus naturgefärbter Wolle, Éva T. Nagyné schliesslich verglich und kommentierte fünfzig von siebzig erhaltenen Hanf- und Leinentüchern mit Kreuzstichstickerei aus rotem und blauem Garn. Allen drei Kunsthandwerken ist gemeinsam, dass sie seit dem Ende des Ersten Weltkrieges vom Aussterben bedroht sind, d.h. die Befragten kannten und schätzten die Gegenstände, führten die Tradition aber aus Mangel an Zeit und Geld (und auch infolge von industriell gefertigter Ware im Handel) nicht mehr fort. Dies ist im Zeitpunkt des Erscheinens der drei Berichte nicht anders; aber das Bekenntnis zur ungarischen Identität sei, so die Herausgeberin, ungebrochen – offensichtlich auch ohne Zuhilfenahme dieser identitätsstiftenden Traditionen!

Von besonderem Interesse ist die Namengebung der drei Kunsthandwerke: Die mit Schnitzereien verzierten Truhen, Hirtenstäbe, Spinnrocken und Wäschebleuel heissen «beschrieben» (*írott*), die aus naturgefärbter Wolle gewobenen Bett- und Tischdecken heissen «bemalt» (*festékes*), und die mit Kreuzstichmotiven bestickten Hanf- und Leinentücher heissen «genäht» (*varrottas*). Der Bezug zur Herstellungstechnik leuchtet unmittelbar ein, so etwa bei der Nadelarbeit der Stickerin oder beim Einfärben der Wollstrangen, bevor die Weberin ihre Arbeit am Webstuhl beginnen kann; dies gilt aber auch für das Einkernen der Haselruten: Es geht dabei nicht um das sehr alte Alphabet der Székely-Bevölkerung, die eine eigene Runenschrift entwickelte, sondern um Motive aus der ländlichen Umwelt (Samen, Blätter, Blumen, Werkzeuge, Herzen), die in genormter Symbolsprache das Leben der Schnitzer und ihre Gefühle ausdrücken. Ihre Kunstfertigkeit befähigte ländliche junge Burschen so zu aussagestarken Werbegeschenken (Rocken, Bleuel) «ohne Worte».

Paula Küng-Hefti

GERHARD SCHMIED: «Lieber Gott, gütigste Frau ...» Eine empirische Untersuchung von Fürbittbüchern. Konstanz: Universitätsverlag Konstanz 1998. 137 S. (Passagen & Transzendenzen, 4).

Die vielleicht erstaunlichste Tatsache an dem vorliegenden Büchlein aus dem Universitätsverlag Konstanz ist, dass die in Kirchen ausliegenden Fürbittbücher, die der Mainzer Soziologe Gerhard Schmied untersucht, neueren Datums sind und zusätzlich im Aufwärtstrend liegen, sodass er also eine aktuelle Erscheinung untersucht, die man theologisch, soziologisch, volkskundlich und psychologisch interpretieren kann. Er beruft sich für die erste Nennung von Fürbittbüchern auf das Werk des Schweizer Volkskundlers Walter Heim¹: «Seine Schrift ist 1961 erschienen. Geht man von diesem Jahr aus, so sind für den deutschsprachigen Raum bereits für die sechziger Jahre dieses Jahrhunderts Fürbittbücher eindeutig belegt» (S. 23 und S. 19; bibliographische Anm. in der Fussnote 41).

Schmied untersucht in einer Kombination von quantitativer und qualitativer Analyse 2674 Gebete, die in sieben «Fürbittbüchern» (einen Zettelkasten an einem grossen internationalen Flughafen mit eingeschlossen) im deutschsprachigen Raum eingetragen wurden. Er vergleicht Gebete aus den Jahren 1983–1985 und 1993–1995. Wahrscheinlich ist der halb öffentliche, halb private Charakter dieser Eintragungen der Grund für ihre wachsende Beliebtheit. Ihre Vorläufer sind nicht etwa die Votivtafeln (die ein eingelöstes Versprechen – «ex voto» – nach Erfüllung einer Bitte bedeuten), sondern Graffiti, wie sie aus römischen Katakomben bekannt sind. Sollten Fürbittbücher ausgelegt worden sein, um Graffiti mit der Bedeutung von «Himmelsbriefen» an heutigen Kirchen zu verhindern? Wenn ja, dann hat sich die Dynamik dieses neuen Mediums verselbständigt. Das Phänomen widerlegt die beiden Hypothesen, der heutige Mensch habe das Beten verlernt (1) und die jungen Menschen beteten weniger als die äl-

¹ Walter Heim: Briefe zum Himmel. Die Grabbriefe an Mutter M. Theresia Scherer in Ingenbohl. Ein Beitrag zur religiösen Volkskunde der Gegenwart. Basel: Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde 1961. 141 S. (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 40)

teren (2). Schmied sieht vielmehr eine Verlagerung des theologischen Aspekts des Betens, der auch die Messe betrifft, indem das Private, das Individuelle stärker in den Vordergrund tritt. Und doch ist die Fürbitte und damit verbunden die Solidarität der Kirch- oder Glaubensgemeinde für den Bittenden, der für sich oder für einen anderen bittet, offensichtlich eine entscheidende Hilfe und Stütze, die ihn zum Eintrag bewogen hat. Die Fürbittbücher haben letztlich psychologische Bedeutung, da sie in jedem Fall therapeutisch wirken.

Der Autor hat eine repräsentative Auswahl von Gebeten getroffen, er erläutert seine Methode, die klar und nachvollziehbar die verschiedenen Kategorien der Adressaten und der Anliegen aufschlüsselt, und er vergleicht die Resultate seiner Untersuchung mit einer grossen Sammlung aus Frankreich aus den siebziger Jahren sowie einer neueren Sammlung, ebenfalls aus Frankreich, die den Unterschied zwischen den beiden Nationen überraschend deutlich hervortreten lassen. Er vergleicht seine Resultate aber auch mit den japanischen Ema-Briefen in buddhistischen Tempeln, die stärker der Empirie verpflichtet sind. Der Tod wird jedoch überall weitgehend ausgeklammert. *Paula Küng-Hefti*

PÉTER PÁL VÁRADI/LILLA LÖWEY (Hg.): Erdély – Székelyföld. Veszprém: Péter Pál Kiadó 1989ff.

Die seit circa 1989 in lockerer Folge erscheinende Reihe über Siebenbürgen scheint Ausdruck des wiedererstarkten Bewusstseins der ungarisch sprechenden Minderheit in Rumänien zu sein. Bis jetzt sind knapp ein Dutzend Bände erschienen, z.T. bereits in zweiter Auflage. Die grossformatigen Bildbände folgen jeweils dem gleichen Aufbau: Vorwort, Lageskizze auf geografischem Hintergrund, Lageskizze auf historischem Hintergrund, Historischer Spiegel: Dörfer, Kirchen, Aus dem Leben des Volkes: Landwirtschaft, Heimindustrie, Trachten, Momentaufnahmen aus dem kulturellen und kirchlichen Leben, Bibliografie, Inhaltsverzeichnis. Die einzelnen Artikel sind gesäumt von Gedichten, die die Naturschönheiten des Landes der Szekler besingen und von der Liebe zu diesem Fleck Erde sprechen. Die Fotos sind konsequent beschriftet und erlauben eine genaue Zuordnung zur Lageskizze der jeweils ausgewählten Talschaft.

Erstaunlicherweise erscheint die Reihe nicht etwa in Rumänien, sondern in einem Verlag in Westungarn. Übersetzungen liegen zurzeit nicht vor. Offensichtlich ist die Bevölkerung des heutigen Ungarn im Visier: Sie soll den Weg zurück zu einem Besuch in Siebenbürgen finden und damit die ungarisch sprechende Minderheit in Rumänien stärken, aber auch ihre eigenen Wurzeln wieder entdecken. Zum Schluss sei auf das bedeutende Werk von Balázs Orbán (1829–1890) verwiesen, das dieser Reihe Pate gestanden hat: *A Székelyföld leírása történelmi, régészeti, természetrajzi, s népismereti szempontból I–VI* (Beschreibung des Szeklerlandes unter historischem, archäologischem, natur- und volkskundlichem Gesichtspunkt I–VI), Pest 1868–1873. *Paula Küng-Hefti*

MICHAEL MITTERAUER: Antenati e santi. L'imposizione del nome nella storia europea. Torino: Einaudi 2001. pp. 470.

Per un verso la mobilità, la dinamicità del nome proprio, dall'altro la staticità del cognome: questi i due elementi divergenti, quasi divaricati, che ci portiamo intorno nel nostro essere chiamati dagli altri. Il nome di persona si rinnova a ogni generazione, a ogni nuova nascita, e circola nelle comunità gomito a gomito con la staticità del cognome che si radica in situazioni antiche, non poche volte medievali, quasi sempre, comunque, tardo cinquecentesche (l'influsso del concilio di Trento). Una polarità di nomi, questa che vive in noi, cui passiamo di regola accanto con somma indifferenza.

Sintomatica riesce poi la cesura, spesso assai netta, che taglia, in molte culture, gli usi nominali relativi al maschio e quelli per la donna: una pratica cui, a monte, stanno degli atteggiamenti di storia delle mentalità. Sia la tradizione occidentale sia altre realtà, come quelle islamiche riservavano e riservano oggi alla donna un altro trattamento che non al maschio. Basti vedere, a Roma, in età repubblicana la pratica per cui al nome dei maschi viene conferita una chiara strutturazione, compreso il nomen gentile, il nome *quod familiare originem declarat*; la figlie invece hanno solo il nome della gens, al femminile: Calpurnia è ad esempio la femmina dei Calpurni (e il nome della moglie di Cesare): per lei la società prevede un unico nome. E la pratica della distinzione tra maschio e femmina durerà nei secoli.

Divaricazione tra assegnazione sociale del nome tra uomo e donna anche nell'ebraismo e nel mondo islamico dove l'imposizione del nome alle figlie appare assai meno legata a motivazioni religiose: lo dimostra tra l'altro l'uso minimo di nomi teofori (che recano il richiamo a Dio) che vengono assegnati a donne. Una pratica che, a ben guardare, dura anche in aree europee nei secoli medievali (e pure nei successivi).

Sono elementi, questi, che, con altri, risultano dall'affascinante lettura del recentissimo volume dello studioso viennese Michael Mitterauer sull'imposizione del nome nella storia europea. Nella quantità degli stimoli, quali aspetti sottolineare sul nome, che è universale elemento costitutivo dell'identità e va denso di contatti con le vicende storiche e sociali delle comunità? Sostiamo dapprima su una cosa che ci tocca tutti, oggi: quella del cambiamento (silenzioso, come avviene spesso con le mutazioni incisive) che sta intervenendo oggi nell'inquadramento di vita, per cui nel dare i nomi ai neonati non ci leghiamo solo al modello dei divi cinematografici e a quella sorta di «nuovi santi» che sono attri, attrici e top-model, bensì prescindiamo da regole non scritte che sono durate secoli.

L'attuale impatto delle aspettative di vita è tale che incide anche sull'atteggiamento della gente nel dare il nome ai propri figli. Un tempo si assegnava il nome dei nonni per continuarli, per farli durare nel tempo. Ma oggi «si desidera davvero continuare a vivere in un nipote, quando si hanno buone speranze di vedere ancora i propri pronipoti? L'enorme aumento dell'aspettativa di vita del secolo XX crea nuovi presupposti nelle relazioni fra generazioni. Le nonne e i nonni, ormai segnati anch'essi da una mentalità individualistica, desiderano ancora che ai loro nipoti vengano imposti i loro nomi?» (p. 433).

Con la sua articolata ricerca, Mitterauer penetra a fondo nelle motivazioni e nelle mentalità che vigevano attraverso i secoli e che – ulteriore universale antropologico – toccavano tutte le società note. Interessante, ad esempio, la larga diffusione della forza del sistema binario (si assegna un nome e un cognome). Ciò compare tra l'altro nel mondo arabo: anche qui oltre all'*ism*, che è il nome proprio che ogni bambino riceve alla nascita, la società prevede e costruisce un sistema onomastico con una seconda parte, il *nasab*: un'unità che, spiegano alcuni antropologi, costituisce il nome con cui gli uomini verranno chiamati nel giorno del giudizio. Bella anche l'ampia trattazione (cap.VII) del gran calo onomastico che, attraverso i secoli, tocca molte comunità. Riesce pure interessante una quantità di altri accertamenti, come il riscontro sulla grande importanza dei nomi teofori per la popolazione anglosassone ancora all'inizio del sec. XII (la più intensa imposizione tra gli ambiti cristiano-germanici: tra l'altro essa di rifletteva in nomi in *god*, come *Godgiftu*, nel significato di «dato da Dio»; vedi p. 216 s.). Appassionanti le pagine che analizzano l'impatto (e il mancato impatto) della Riforma, come gli atteggiamenti assunti dai calvinisti verso i nomi, in particolare quelli doppi (p. 409) dato il loro negare l'intercessione di uno o più patroni onomastici. Ma una importante trasformazione nel sistema dei nomi personali la Riforma la realizzerà soprattutto in piccoli gruppi, come i *dissenters*, gruppi protestanti non appartenenti alla chiesa inglese: questi, nell'emigrazione nelle Americhe, hanno realizzato prima, e conservato poi, una modifica onomastica significativa, attribuendo un'importante prevalenza a figure dell'antico Testamento (p. 410).

In campo cristiano vedi poi ad esempio il valore salvifico attribuito a determinati giorni sacri nell'Alto Medioevo (p. 338), fatto che si rifletterà in nomi come Pasqua, Natale, ecc. In periodi successivi, e in campo ormai cattolico, vedi tra l'altro risposdenze come quella del diffondere i nomi dei santi giovani, il cui culto era propagato dagli Ordini della Controriforma: cui appartiene il gesuita Luigi Gonzaga, in molti casi presentato come modello di vita ai giovani maschi ancora nei tardi anni Cinquanta del Novecento. Né Mitterauer si sottrae a prese di posizione metodologiche, come quella sulla testi Schmid (accettata anche da storici come Duby) che associa l'avvento dei cognomi anche a un indizio d'un presunto rafforzamento della coscienza di stirpe (nella specificità: patrilineare): spiegazione che oggi viene per altro in molti casi messa in discussione (p. 381).

Dalle ricerche di Mitterauer (che accompagna il volume di utili indici dei nomi e, soprattutto, dei fenomeni più significativi) risultano confermati i dati raccolti teorici (e poi concreti) avanzati ad esempio per la Lombardia nel nostro recente Perché ci chiamiamo così: cognomi lombardi e svizzero italiani (Macchione edit. Varese) e quelli che affiorano per zone come la Sardegna: dove, a parte casi come Gavino, Gavina, Lussorio e il raro Itria, la sardità dell'onomastica individuale appare essere di motivazione storico-culturale e religioso-culturale, al più stilistica, ma non linguistica. Un aspetto, questo, che tocca non poche altre regioni ad esempio francesi. Per gli ambiti italiani, esso si manifesta anche in situazioni di minoranza che, tendenzialmente, dovrebbero dunque essere propense ad accentuare i nomi in chiave identitaria: invece, salvo certe scelte in certe aree in val d'Aosta e nell'Alto Adige, prevale sempre la componente italiana. Sono cose che emergono molto bene dalle ricerche di Emidio De Felice, che avrebbe dovuto essere integrato in modo ampio nel panorama tracciato dallo storico viennese: è ad esempio esemplare (e nuova, in campo europeo) l'analisi del De Felice che ha trovato sistemazione in *Nomi e cultura. Riflessi della cultura italiana dell'Ottocento e del Novecento nei nomi personali*, Venezia, Marsilio Editori 1987.

Molte, tornando alla bella ricerca di Mitterauer, le cose che si vorrebbero ancora dire. Ma, chiudendo, basterà qui richiamare una costante che si assoda in quasi tutte le comunità e le società note. Quella (nel momento di quell'atto di socializzazione del neonato che è il rito con cui gli si impone il nome) della frequenza del ricorso a figure esemplari, che, a seconda delle società e delle religioni, pos-

sono ora essere dei santi ora dei re (i nomi dinastici), ora i profeti e altri messaggeri del sacro che vengono evocati nelle Sacre Scritture o nel Corano: per molte culture si può così parlare, per secoli, di un ampio riferirsi ai «nomi del Libro».

Ottavio Lurati

CHRISTINA FROHN: *Der organisierte Narr. Karneval in Aachen, Düsseldorf und Köln von 1823 bis 1914.* Marburg: Jonas Verlag 2000. 374 S., Abb.

Monografien zum Karneval am Rhein gibt es mehrere, auch germanophil orientierte. Nun legt Christina Frohn eine vergleichende Studie als Dissertation zur Thematik Karneval im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeist im Leben der Rheinländer vor, exemplifiziert am fasnächtlichen Grossbrauch in den Städten Aachen, Düsseldorf und Köln. Bedeutsame Teile davon sind jährlich durch den Medienkarneval im Fernsehen als Massenspektakel konsumierbar. Versiert in der Handhabung des wissenschaftlichen historischen Handwerks (Heuristik/Quellenkritik/Hermeneutik), durchmusterte die Autorin ein breitgefächertes Konvolut einschlägiger Materialien in den drei genannten Städten. Und ihre Forschungsergebnisse weiss sie mit Kompetenz in den Kontext und in den chronologischen Ablauf der deutschen Geschichte des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts einzubetten. Die interessante Darstellung beginnt mit der Verzahnung von Karnevals- und Stadtgeschichte seit dem Spätmittelalter am unteren Rhein. Dazu gehört im heutigen Deutschland fast notorisch auch eine Auseinandersetzung mit der Ursprungsfrage des Brauches. Mit fundiertem Sachwissen referiert die Autorin über die früheren Deutungsmuster zu diesem Streitkomplex, ohne sich in den längst überholten Ursprungstheorien zu verlieren. Es folgen Ausführungen zu den Einflüssen der Reformation und des italienischen Carnevale aufs deutsche Brauchgeschehen, aber auch zum Maskenballwesen des 18. Jahrhunderts.

Zentralfrage des Werkes ist und bleibt die Karnevalsreform am Rhein in den 1820er Jahren: in Köln 1823, in Düsseldorf 1824/5, in Aachen 1829. Was führte zu dieser Reform, wer waren die Reformer und welches waren die Auswirkungen auf die Folgezeiten? Mit viel Verve – man bemerkt bisweilen das narrative Temperament – spürt die Karnevalsforscherin den damaligen bürgerlichen Massstäben und Wertvorstellungen nach und zeigt die soziale Ausdifferenzierung mittels Festessen, Maskenbällen, Abendunterhaltungen, Theateraufführungen, Ausflügen und Familienfesten. Dies führte oft zu internen Streitigkeiten, zu Abspaltungen und bisweilen zu einem Boom von Neugründungen, besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wegen der aufkommenden Arbeiterfrage. Ein besonderes Gewicht wird auf die politischen Implikationen seit 1823 gelegt, auf die juristischen Eingriffe des preussischen Königshofes ins Karnevalsgeschehen, dem auch einzelne Mitglieder des Königshauses in jungen Studienjahren beiwohnten und das man gerne mit der am Rhein verhassten preussischen Pickelhaube karierte. Besonders in den Revolutionsjahren 1848/9 diente der rheinische Karneval als wichtiges Protestforum gegen den preussischen Staat und dessen Militär. Paradoxe Weise verhinderte dies jedoch nicht die Militarisierung und Implementierung militärischer Strukturen in die karnevaleske Hierarchie, womit wir Eidgenossen noch heute gewisse Mühe haben ... Zur Illustrierung staatlicher Eingriffe bringt die Autorin ein köstliches Beispiel: Im Jahre 1844 vermeldete ein übereifriger Kölner Landrat und Denunziant an den preussischen Hof, die Mitglieder der neuen Allgemeinen Karnevalsgesellschaft «seien mehr oder weniger dem Communismus» zugeneigt! Deswegen bedurfte es auch immer wieder umfassender Rechtfertigungsversuche seitens der Brauchträgerschaft. Thematisch reflektierten die drei örtlichen Karnevalsabläufe, von denen sich Köln immer mehr in die Rolle des Vorreiters hineinentwickelte, wichtiges innenpolitisches Zeitgeschehen, u.a. die liberalen Strömungen, die Frauenemanzipation, den zunehmenden Nationalismus nach der Schillerfeier von 1859. Aber auch Aussenpolitisches wurde anvisiert: der Krimkrieg und der Dogmenstreit um die Unbefleckte Empfängnis Mariens anno 1854.

Brauchgeschichtlich von weiterem Interesse sind ferner die Abhandlungen zur internen Strukturierung des Karnevalsablaufes, zur Etablierung von Elferrat und des 11.11. samt den mythologischen Deutungsversuchen früherer Forscher, zum Kult um die Ordens- und Titelverleihung (1828 von Düsseldorf an Goethe «doctor humoris causa»), zu den Historisierungsversuchen des 19. Jahrhunderts (1830 in Aachen «Sultan Saladin und König Richard Löwenherz» aus dem Hochmittelalter), zur zunehmenden Exotik (1890, «Congo-Brüder»), zu Karnevalsmusik und Narrenrequisiten, zur festlichen Architektur, Choreographie und Ikonographie, zu fasnächtlichem Kommerz, zur karitativen und sozialen Tätigkeit mit Armenspeisung und Bildungsförderung bis hin zur Judenproblematik und zum Antisemitismus.

Es gelingt der Verfasserin überzeugend, das Formenrepertoire des heutigen rheinischen Karnevals bereits in die 1820er Jahre zurückzuführen. Und wie dannzumal bilden auch heute die Angehörigen des gehobenen Mittelstandes die führende Trägerschicht.

Werner Röllin

ALFRED MESSERLI/ROGER CHARTIER (Hg.): Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900. Vergleichende Perspektiven. Basel: Schwabe 2000. 652 S.

Der Band, hervorgegangen aus einer Tagung am Centro Stefano Franceschini auf dem Monte Verità 1996, verlangt dem Leser einiges ab. Seine Beiträge in fünf Sprachen und aus vier Jahrhunderten spannen ein weites Feld auf. Es gehe darum, die allzu häufig getrennt vorangetriebenen Geschichten des Lesens und Schreibens in den Jahrhunderten vor der industriellen Revolution zusammenzuführen, so Roger Chartier im Vorwort; dabei seien auch die Verknüpfungen von Lese- und Schreibpraktiken mit anderen Medien wie Bildern, Liedern und theatralischen Aufführungen mit einzubeziehen. Konkreter nimmt sein Mitherausgeber Alfred Messerli die methodische Herausforderung durch die Mediengeschichte als Geschichte der Mediennutzung auf. Die Konzentration auf die Geschichte des Buches als vielfältig sakralisiertes Objekt westlicher Wissenskultur und «eigentlicher» Träger der Schriftlichkeit habe lange die Beschäftigung mit bescheideneren und ephemeren Formen des Lesens und Schreibens in den Hintergrund treten lassen. Wenn sechzig Prozent der Inhaber von Schreibutensilien in überlieferten Pariser Testamenten der 1750er Jahre kein Buch besaßen, aber offensichtlich fleißig Texte produziert haben, was haben sie dann geschrieben, und wer hat es gelesen? Wie stellte sich in den Jahrhunderten nach der medialen Revolution des Buchdrucks das Verhältnis zwischen Handschriftlichem und Gedrucktem in Lektüre und Praxis dar, und welche Veränderungen bewirkten neue Kommunikations- und Vervielfältigungstechniken?

«Lesen und Schreiben in Europa 1500–1900» bietet dazu eine Fülle von Material, präsentiert in Form von Einzelstudien. Sie reichen von einem Schiedsvertrag zwischen aufständischen Bauern und ihrer klösterlichen Obrigkeit in Oberschwaben am Beginn des 16. Jahrhunderts bis zu den Techniken des Schreibunterrichts im frühneuzeitlichen Venedig. Adelige Aufschreibepraktiken in Oberitalien im 16. Jahrhundert werden so bäuerlichen Selbstdarstellungen in Norddeutschland und weiblichen Autobiographien im England des 17. Jahrhunderts gegenübergestellt; die selbst gedruckten Visionsberichte eines Schulmeisters aus dem Dreißigjährigen Krieg den gereimten Reiseberichten schwärmerischer religiöser «Inspirierter» aus der Schweiz des 18. Jahrhunderts. Vorgestellt werden vornehmlich konzentrierte Mikrostudien, von den Bittschriften an die Herzöge von Parma im 17. bis zu Handbüchern des Briefeschreibens im 19. Jahrhundert. Wir erfahren so schöne Details über dichte Nebeneinander legitimer und illegitimer Schreib- und Lesepraktiken in süddeutschen Klöstern des 18. Jahrhunderts, in denen besorgte Obere bedenkliche «Liebs-Romänen» ebenso zu beschlagnahmen suchten wie «poetische Werke der allerschlimmsten Sorte» und verruchte «opera (...) obscenissima», Goethes «Werther» nämlich (den der Prior des Klosters dann freilich doch nicht herausgeben wollte). Und lernen so bemerkenswerte Quellenbestände kennen wie die 128 Briefe, die ein frischgetrautes Ehepaar einander während des deutsch-französischen Kriegs 1870/71 schrieb und in denen sich zarte Gefühle, lauthals-blutiger Patriotismus und lakonische Verknappung des Schreckens mischen.

Die Kürze tut allerdings nicht allen Beiträgen des Sammelbands gleich gut. Während in manchen im Wesentlichen eine anderswo geleistete Forschungsarbeit angekündigt oder summarisch auf Material verwiesen wird, über das man gerne mehr Details erfahren hätte, sind andere konzise Interventionen in der Form geschliffener Essays. Trotz der Mühe der Herausgeber um Organisation in Themenkapiteln stehen Friedrich Kittlers Überlegungen zu den Querverbindungen zwischen der Geschichte der Telegrafie und der Literalität am Ende des 18. Jahrhunderts etwas unverbunden neben Erasmus' Ärger über die gedruckten Sammlungen gelehrter Zitate des 16. Jahrhunderts und den französischen Varianten der Erzählung vom gestiefelten Kater.

Das Buch ist eine wahre Fundgrube an Informationen und Anregungen zu Schriftlichkeit und Lesepraxis, Vermittlern und Rezeptionskonflikten: Allein die Vielfalt der präsentierten Aspekte zu individueller Lese- und Schreibpraxis in Extremsituationen wären eigene und weitere Recherchen wert. (Dazu wäre auch ein Sachregister hilfreich gewesen, das den gebotenen Index der Orte und Eigennamen ergänzt.) Armando Petrucci überfällt in seinem lesenswerten Nachwort angesichts dieser Diversität freilich «una piccola crisi di identità». In dem Reichtum der neu erschlossenen Quellen zur Geschichte des Lesens und Schreibens in der Vormoderne befänden wir uns allzu leicht in der Position von Lewis Carrolls Alice hinter den Spiegeln, überlegt er: Was tun wir, wenn uns das Spiegelbild unserer eigenen Erkenntnisinteressen in diesen immer umfangreicheren Materialsammlungen abhanden kommt? Das ist freilich ein abstraktes Problem. In der Praxis gilt Michel de Certeaus vernünftige Maxime, dass Lesen allzumal Wildern ist; so auch hier.

Valentin Groebner

HEINKE M. KALINKE (Hg.): Brief, Erzählung, Tagebuch. Autobiographische Dokumente als Quellen zu Kultur und Geschichte der Deutschen in und aus dem östlichen Europa. Referate der Tagung des Johannes-Künzig-Instituts für ostdeutsche Volkskunde vom 8./9. September 1999. Freiburg: Johannes-Künzig-Institut für ostdeutsche Volkskunde 2000. 225 S. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 3).

Das breite Spektrum autobiographischer Quellen ist in den letzten Jahrzehnten vor allem in denjenigen Forschungsbereichen ins Zentrum des Interesses gerückt, wo andere, scheinbar verlässlichere Quellen fehlen oder wo die Fragestellung von vornherein subjektives Empfinden als entscheidendes Kriterium beinhaltet. Für beide Begründungen bietet der vorliegende Tagungsband Beispiele. Die Einführung von *Heinke M. Kalinke* streicht denn auch besonders das Interesse an den Fragestellungen heraus, die an den im Buchtitel umrissenen gemeinsamen Forschungsgegenstand gerichtet werden. Wie im Rückblick lebensgeschichtliche Ereignisse reflektiert und formuliert werden, hat die Volkskunde in den letzten beiden Jahrzehnten theoretisch wie forschungspraktisch intensiver interessiert als zuvor. Dies trifft besonders für die Beschäftigung mit den vertriebenen Deutschen aus Osteuropa mit dem gemeinsamen traumatischen Erlebnis der Vertreibung zu, zumal hier das weitgehende Fehlen archivalischer Quellen eine frühe Hinwendung zur aktiven Zeitzeugenbefragung und zur Erinnerungsliteratur mit sich brachte.

Die sogenannte «Ost-Dokumentation» des Bundesarchivs, die *Mathias Beer* vorstellt, ist die grösste Sammlung von autobiographischem Material in Deutschland und beinhaltet beides: Befragungsprotokolle und Selbstzeugnisse. Fragebogenberichte, Gemeindeseelenberichte, Berichte zu Wirtschaft und Verwaltung sowie zeitlich, regional oder sozial geordnete Berichte einzelner Personen bilden hier knapp fünfzig Meter Akten. Die 11000 Erlebnisberichte sind zentriert auf die Zeit der Vertreibung. Sie wurden in den 1950er Jahren zum Teil gezielt gesammelt oder angeregt, um als «Ersatzakten» (S. 36) Fakten festzuhalten. Dieses heterogene Material wurde 1962 erstmals in der «Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa» vorgestellt. Die hierbei aufgetretenen methodischen Probleme sollten im nachhinein durch Authentifizierung, Verifizierung und Prüfung der Verwendbarkeit für jedes einzelne Dokument minimiert werden. Durch weitere Sammlung sollten regionale Ungleichheiten eingeebnet werden. Da die Fragestellung sich jedoch bislang nur in eine Richtung, nämlich die der Faktenlage vor, bei und nach der Vertreibung bewegt, wartet dieser gigantische Bestand bis heute darauf, unter anderen Vorzeichen neu befragt zu werden.

Das Dorf Hopgarten in der Slowakei steht im Zentrum zweier Beiträge. Das ist zum einen eine Auswertung der Pfarrchronik seit den 1860er Jahren bis um 1940, die *Magdaléna Paríková* vornimmt. Hier dominieren traditionelle Themen (Jahreszeiten, Krankheiten, politische Ereignisse aus der grossen weiten Welt), wichtige Gemeindeereignisse und die Sichtweise des katholischen Priesters. Man könnte wichtige ethnokulturelle und soziale Prozesse rekonstruieren; leider deutet die Verfasserin dies nur an und belegt es nicht.

Ganz anders der Bericht von *Olaf Bockhorn* über dasselbe Dorf Hopgarten in der oberen Zips über die Jahre 1944/45 und danach: Aus der Rücksicht des Jahres 1990 und im Wissen über die vielen in Hopgarten verbliebenen Deutschen, weil sie «dem slowakischen Aufstand von 1944 nahegestanden» (S. 63) hätten, befragte er 1994 mit einer studentischen Arbeitsgruppe die Hopgartner. Zuvor hatten sie sich über die Literatur mit den erfassbaren Fakten und Verhältnissen Hopgartens vertraut gemacht. Der Bericht konzentriert sich auf die letzten Kriegsmonate, in denen das in und um Hopgarten gute deutsch-slowakische Verhältnis, die slowakischen Sprachkenntnisse der deutschen Bevölkerung sowie eine mutige Einzelaktion des Hopgartener Pfarrers deutlich werden, der die deutsche Dorfmehrheit 1946 aus dem Lager zurückforderte und -erhielt, wodurch die Evakuierung für die meisten nur eine vorübergehende Episode blieb. Ausführlich zitiert Bockhorn die oft divergierenden und ungenauen Erinnerungen der Befragten. Die Problematisierung des besonderen Schicksals des «deutschen Dorfes» Hopgarten bzw. heute Chmelnica rundet den Beitrag ab, der über das konkret vorgestellte Dorf hinaus für die rückblickende Betrachtung des Schicksals überschaubarer dörflicher Gruppen Vorbild sein kann.

Museales Sammeln und Verstehen von Objekten steht im Zentrum des Beitrags von *Elisabeth Fendl*, die den kommentierenden Briefwechsel zu Sammlungsgegenständen des Egerland-Museums in Marktredwitz ausgewertet hat. Die Dinge, deren Besonderheit vor allem in ihrem Schicksal liegt, sind meist aus privater Hand nach Marktredwitz gekommen, haben oft die Vertreibung mitgemacht, sind benutzt und geflickt worden und stellen nun aussagekräftige Quellen für diejenigen dar, die um die Umstände der jeweiligen Objektbiographie wissen – durch Anfragen, Briefe, beigegebene Notizen und Erläuterungszettel. Da die Egerländer schon früh Sammlungsaufrufe nach solchen Ikonen der Vertreibung organisierten, sind diese unscheinbaren Dinge nicht den gewohnten Weg in den Müll gegangen, sondern haben als Träger einer Geschichte Platz im Museum gefunden, wo ihnen nicht nur der Charakter von Beleg und Beweis zugeschrieben wird, sondern ihnen als Begleitern der Flucht auch ein sicherer und adäquater Endlagerort geboten werden kann, wie die ausführlich zitierten Briefe zeigen. Diese Art der

«Entsorgung» von privaten oder Familienheiligümern in einen quasi-religiösen Bereich hat für die Vorbesitzer oft entlastenden und befreienden Charakter. Das Egerland-Museum ist aus deren Sicht eine Ersatzheimat für die Dinge, in der sie dem Egerland auf Dauer näher sind als bei ihrem ursprünglichen Besitzer. Dies wird sensibel und präzise dargestellt und gilt sicher (auch für den ganzen Bereich des *musée sentimental*) weit über die Objekte hinaus, die von solch einschneidenden und traumatischen Ereignissen wie Flucht und Vertreibung erzählen.

«Briefe aus der Provinz» überschreibt *Leonie Koch-Schwarzer* ihren Beitrag über die Briefe, mit denen sich der Aufklärer Christian Garve (1742–1798) aus Breslau am mitteilungsfreudigen Netzwerk der Bildungsbürger des 18. Jahrhunderts beteiligt hat. Von Garve, der nach 1772 aus dem Zentrum Leipzig an den Rand des «Spinnennetzes» (wie er es selbst nennt) nach Breslau zurückkehrt, sind 846 Briefe erhalten, die jedoch nicht als Gesamtwerk historisch-kritisch ediert sind, sondern in vielfältigen Buchausgaben auftauchen und oft im Original verloren gegangen sind. Diese Briefe sind nicht so sehr Ausdruck individuellen Empfindens, vielmehr wird in ihnen ein imaginärer kommunikativer Raum konstruiert, in den auch der Adressat mit eingebettet ist, was auf das soziale Netzwerk der Schreiber verweist. Zum Teil sind auch die Antworten an Garve erhalten, so in den edierten Briefwechseln mit Friedrich Nicolai, Johann Kaspar Lavater und vor allem Georg Joachim Zollikofer. Die Überwindung von Zeit und Raum, das Verhältnis von Intimität und Fremdheit, Erinnerungsräume und gegenwärtige Alltagswelten sowie die Zwischenstadien von Labilität und Stabilität werden von Koch-Schwarzer untersucht. Die epistolographischen Strategien von Freundschaft und Diskurs zeigen Grenzen und Wert des Quellencharakters der Briefe; und die soziale Praxis zeigt sich, wiewohl vielfach totgesagt, vergleichbar, so Koch-Schwarzer, im heutigen *global village* mit seiner elektronisch ermöglichten weltweiten Netzwerkkultur.

Wie sich die alte und die neue Heimat Vertriebener in ihren Briefen widerspiegelt, untersucht *Eva Habel* am Beispiel der sechs Geschwister K., die 1946 das mährisch-schlesische Kuhländchen verlassen müssen. Bisher in Nachbardörfern wohnend, verschlägt es sie nun mittellos nach Bayern, Baden-Württemberg und Niedersachsen. Die anfangs noch sprudelnden Nachrichten aus der «alten» Heimat versiegen allmählich, man richtet sich im Westen und – abgesehen von sporadischen Wiedersehensfesten bei Familienfeiern – fern vom familiären Umfeld neu ein. Hoffnung auf Rückkehr, Sentimentalisierung der dortigen Verhältnisse und konkrete Nachrichten über die neuen Zustände in der Tschechoslowakei prägen die Briefe. Aber zunehmend kommen die neuen Verhältnisse und das konkrete Umfeld zu ihrem Recht und zu Wort. Ohne dass in den Briefen konkret eine Vergangenheitsbewältigung erkennbar wird, überwölbt die neue Situation immer mehr die Erinnerung. Die Bewältigung des Traumas, und sei es in der Folgegeneration, steht, so Habel, noch aus.

Die Briefe, die im Zusammenhang mit nationalsozialistischen Umsiedelungen während des Zweiten Weltkriegs propagandistisch publiziert wurden, sind Thema des Beitrags von *Wilhelm Fielitz*. Quellenkritisch äusserst diffizil, meist von professionellen Schreibern publiziert, von denen unklar bleibt, wie weit sie auf tatsächliche Begebenheiten Bezug nehmen, sind diese Berichte eher im Lichte der propagandistischen Begleitmusik der Umsiedelungspolitik zu betrachten als im Zusammenhang üblicher brieflicher Kommunikation von Privatleuten, obwohl sie unter diesem Deckmantel erscheinen. Zum Teil sind Manipulationen direkt nachweisbar, wenn nämlich das Material aus erhaltenen Briefsammlungen einseitig verändert wurde. Dagegen ist die unterstützende Funktion im Interesse der NS-Umsiedelung sehr deutlich.

Die 1940 bis 1942 geschriebenen und 1961 publizierten Tagebuchaufzeichnungen des Bürgermeisters Alexander Hohenstein, als nicht ganz NS-Linientreuer aus der Niederlausitz als Vertreter der Besatzungsmacht ins bis dahin polnische Wartheland versetzt, sind für *Annemarie Röder* Ausgangspunkt für die Präsentation eines subjektiv gefärbten Blicks auf dieses ins Reich eingegliederte und mit deutschstämmigen Umsiedlern belegte Gebiet. Dass hier das «Spannungsverhältnis zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdbestimmung» (S. 202) im Mittelpunkt steht, verwundert nicht. Hohenstein versteht sich als deutscher Kulturvermittler und qualifiziert viel nach völkischen Eigenarten; so ist «sauber» und «deutsch» für ihn weitgehend deckungsgleich. Auf die nach eigener Meinung das Schlimmste verhindernde Mentalität eines deutschen Beamten mit antisemitischen und antipolnischen Vorurteilen eröffnet sich hier ein Blick, getrübt allerdings durch die von ihm selbst für die Buchausgabe 1961 vorgenommene Redaktion.

Der Band deutet die Bandbreite autobiographischer Dokumente und ihrer Auswertungs- und Interpretationsmöglichkeiten an. Die Thematik ist weit aufgefasert; die Chancen, mentalitätsgeschichtlich zu arbeiten, sind erkannt, wenn auch nicht immer aufgenommen worden. Es wird deutlich, dass auch das Fehlen von Aktenmaterial nicht dazu verführen sollte, Selbstzeugnisse als Faktensteinbruch zu verwenden. Ihre Stärke in der subjektiven Erlebensbeschreibung tritt aber deutlich hervor.

Martin Beutelspacher

FORSCHUNGEN ZUR RECHTSARCHÄOLOGIE UND RECHTLICHEN VOLKSKUNDE Bd. 18. Hg. von Louis Carlen. Zürich: Schulthess 2000. 225 S., Ill.

Der vom Herausgeber mit einer instruktiven Einleitung versehene Band enthält zehn Beiträge aus dem Bereich der Rechtsarchäologie und der rechtlichen Volkskunde. Der erste Beitrag stammt von *Louis Carlen*, der die grossen Verdienste des im Jahre 1998 in hohem Alter verstorbenen Zürcher Rechtshistorikers Karl S. Bader um die Rechtsarchäologie und die rechtliche Volkskunde würdigt. *Herbert Schempf* nimmt den Hinschied Karl S. Baders und den im gleichen Jahr erfolgten Hingang des grossen Volkskundlers Karl S. Kramer zum Anlass, den Stand der rechtlichen Volkskunde in verschiedenen europäischen Ländern einer eingehenden Untersuchung zu unterziehen. Er kommt zum Ergebnis, dass für Karl S. Bader die rechtliche Volkskunde zunächst eine Methode ist, welche das Rechtliche und die juristische Argumentation einschliesst, während Karl S. Kramer nach der Funktion des Rechts in der Gesellschaft fragt.

Louis C. Morsak behandelt die «Sissi»-Kultfigur, zu welcher die im Jahre 1898 ermordete österreichische Kaiserin Elisabeth in der modernen Gesellschaft geworden ist. «Faszination des Ausstieges» und «ästhetisches Aussteigertum in Gestalt der Schönheitsikone», so lauten die bezeichnenden Abschnittstitel der originellen Arbeit zum modernen Erscheinungsbild der Kaiserin, wobei der Bezug zur rechtlichen Volkskunde freilich nicht recht einsichtig wird.

Otto Fraydenegg-Monzello stellt in den Mittelpunkt seines Beitrages den sogenannten Feiertagschristus, d.h. eine bildliche Darstellung von Christus, umgeben von bäuerlichen und handwerklichen Geräten. Das Thema dieses Bildtypus gibt das Gebot der Arbeitsruhe und des Gottesdienstbesuches an Sonn- und Feiertagen wieder, wie es auch in zahlreichen Rechtsquellen von den germanischen Volksrechten bis zu den modernen Ruhezeitbestimmungen in der Arbeitsgesetzgebung zum Ausdruck kommt. Die behandelten Christusfiguren stammen vor allem aus den europäischen Alpenländern und sind zum Teil in Schwarz/Weiss abgebildet.

Am Beispiel der Tiroler Bergwerksstadt Schwaz – zu Beginn des 16. Jahrhunderts wies sie nach Wien die grösste Einwohnerzahl der österreichischen Städte auf – geht *Louis C. Morsak* der Frage von Heimat und Fremde nach und beantwortet sie mit Hilfe der rechtlichen Volkskunde durch Aufdeckung der Rechtswirklichkeit, etwa hinsichtlich der ständischen Stellung der einzelnen Bevölkerungsgruppen und ihrer verschiedenen Freiheiten.

Aus der Sicht der rechtlichen Volkskunde beschäftigt sich *Peter Bundschuh* mit dem Wildschützen- (Wilderei) im Alpenraum. Ihn interessiert vor allem der Typus des Wilderers, der auf altes Recht zurückgreift und der mehr oder weniger auf dem Jagdrecht des «kleinen Mannes» beharrt. Die vom einfachen Volk heroisierte Wilderei gründet in einer Zeit bäuerlicher Rebellenkultur, welche aus dem Widerstand gegen die zunehmende Verherrschhaftlichung des Jagdrechts entstanden ist.

In einen ganz anderen Bereich, nämlich in die akademische Gerichtsbarkeit an der Salzburger Universität, führt *Peter Putzer* mit der Darstellung eines Verfahrens aus dem Jahre 1774. Es geht um eine Rauferei zwischen einem 15-jährigen «Rudimentisten» (welch köstlicher Ausdruck!) an der Universität Salzburg und einem 14-jährigen Soldatensohn, der nach der Rauferei eines plötzlichen Todes starb. Gegen den Rudimentisten wurde ein Strafverfahren eingeleitet, das nach den Vorerhebungen vom Dekan der Juristenfakultät geführt wurde. Dieser sprach sich in seinem Gutachten nur für *culpa levissima* des Angeklagten aus und empfahl Karzerhaft in Verbindung mit einer Schulstrafe (Rutenstreich). Der Erzbischof als Landesfürst erhob den Antrag zum Urteil und verfügte zusätzlich einen zweimaligen Messbesuch in Maria Plain, der Hauptwallfahrtskirche des Landes Salzburg. Kirchgang als Totschlagsühne ist sonst in der akademischen Gerichtsbarkeit nicht bekannt.

Eine breite Darstellung der Dorfgerichtsbarkeit im Gebiet der Kirchzartener Talvogtei im Schwarzwald gibt *Peter Johannes Weber*. Phänomene der Rechtsarchäologie und der rechtlichen Volkskunde zeigen sich anschaulich beim Gerichtsort, dem Gerichtstag, den Gerichtspersonen und den von ihnen verwendeten Insignien sowie den Eideserklärungen. Geprägt wird die Dorfgerichtsbarkeit anfänglich vom örtlichen Recht; erst im Laufe des 17. Jahrhunderts setzt sich immer mehr gelehrtes städtisches Recht durch.

Einen vortrefflichen Überblick über den Weinkauf als Rechtsbrauch beim Kaufabschluss gibt *Angelo Garovi* anhand deutscher und schweizerischer Quellen, wobei er auch den sprachlichen Aspekten nachgeht und dem westlichen Weinkauf den Leitkauf als östliche Variante gegenüberstellt.

Der Band schliesst mit dem Beitrag von *Richard Selinger* über das Ohrläppchenziehen als Rechtsbrauch, wie er sowohl im römischen Recht, vor allem in der «Schwätzersatire» von Horaz, aber auch in den germanischen Volksrechten vom Ende des 5. Jahrhunderts an zu finden ist. Der Verfasser spricht sich in überzeugender Weise für den römischen Ursprung des Rechtsbrauches aus, für den er sich auch auf bildliche Darstellungen, vor allem auf Gemmen, berufen kann. Hierfür liefern ein eindruckliches Beispiel die zehn abgebildeten Gemmen.

Der mit Illustrationen geschmückte Band enthält eine Fülle von Erkenntnissen der Rechtsarchäologie und der rechtlichen Volkskunde, Gebiete, die von der volkskundlichen Forschung immer noch vernachlässigt werden.

Adrian Staehelin

ULRIKE KAMMERHOFER-AGGERMANN/ALEXANDER G. KEUL (Hg.): «*The Sound of Music*» zwischen Mythos und Marketing. Salzburg: Salzburger Landesinstitut für Volkskunde 2000. 493 S., Ill. (Salzburger Beiträge zur Volkskunde, 11).

In dieser breit angelegten Sammlung von Aufsätzen wird anhand des Welterfolges eines Musicals und Films ein Thema belegt und analysiert, das eines der wichtigen Gegenstände der Volkskunde betrifft: die Entstehung und Wirkungsgeschichte von Mythen. «Mythos», wie er in diesem Buch verwendet wird, ist zu verstehen als emotional überhöhte, durch Versatzstücke aus volkstümlichen Erzählungstopoi angereicherte, aber in ihren Grundzügen stets erkennbare Geschichte (und nicht etwa extensiv, wie z.B. *urban myths*). Diese Bezeichnung «liegt [...] voll im Trend der neueren medienwissenschaftlichen Nomenklatur» (Ch. Schmitt, in: SAVk 97/2001:73). Die Geschichte der Trapp-Familie und des daraus entstandenen Mythos eignet sich besonders gut für eine volkskundliche Untersuchung, insbesondere die Erforschung der Transformation medialer Stoffe; ihr zeitgeschichtlicher Rahmen umspannt nur gerade die letzten sechzig Jahre und die Quellen sind ohne grosse Interpretationsprobleme zugänglich. Dazu kommt, dass die öffentliche Diskussion um die Entstehung und Wandlung dieses Mythos schon früh begann und viele der darin vorkommenden volkskundlich relevanten Themen auch das nicht-fachliche Publikum beschäftigten und weiterhin interessieren. Nicht nur darin ist der Mythos der Trapp-Familie dem Heidi-Mythos ähnlich, und wir werden am Schluss der Besprechung verschiedene Parallelen anmerken.

Diese Besprechung ist rund um eine Auswahl von volkskundlichen Themen angelegt, welche hier besonders prägnant erscheinen: 1. Die Rolle der Publikumsforschung in der Konstruktion des Mythos; 2. die Fixierung des Mythos und die Reaktion des Publikums auf nachträgliche Manipulationen; 3. die konstituierenden Komponenten des Mythos und deren Wirkungsgeschichte in einem sich verändernden Umfeld.

Die Baronin Trapp erzählte ihre Geschichte erstmals in ihrem Erstlingswerk «*The Story of the Trapp Family Singers*» 1949 (besprochen von *Ulrike Kammerhofer-Aggermann*, «*Maria Augusta von Trapp in ihren Büchern. Autobiographie als Heimat und Programmschrift*», S. 173ff.), welches sofort zu einem Bestseller wurde. Schon diese Darstellung ist, vor allem in den Augen ihrer Tochter (vgl. S. 176), bereits überhöht und ist geprägt von der langjährigen Interaktion der zu erzählenden Geschichte mit dem Publikum und der Presse anlässlich der ausgedehnten Vortragsreisen der Trapp-Familie (Verzeichnis im Beitrag von *Ulrike Zechner-Kamberger*, S. 99ff.). Das Interview von Sepp Wimmer mit der Baronin und ihrer Tochter (S. 459ff.) zeigt deutlich, wie die publizierte Geschichte von der Autorin internalisiert wurde. *Wilhelm Weitgruber* stellt demgegenüber die authentischen Quellen zu dieser Biographie vor und setzt die Fakten in Gegensatz zu den entstandenen «populären Meinungen» (vgl. «*Die Trapp-Familie. Mythos und Wirklichkeit*», S. 29ff.) *Ulrike Kammerhofer-Aggermann* ist verschiedenen Quellen nachgegangen und stellt sie in ihren Beiträgen zur Rolle der Betreuerin Martha Zöchbauer (S. 91ff.) und dann vor allem in Bezug auf die Autobiographie der Baronin dar. Es wird deutlich, wie die amerikanischen *cultural codes* wie Familie, Erfolg, Fleiss und sozio-kulturelle Verantwortung zu Mitteln der Komposition von Symbolen werden, die auf die Zielgruppe Amerika ausgerichtet sind. In den damaligen USA bestand offenbar ein Bedürfnis nach einer Betonung dieser Normen, Werte und Lebensformen in einer nach dem Krieg im Umbruch stehenden Gesellschaft. Damit entstand eine wesentliche Basis für den Mythos als Gebrauchswert.

Auf der Grundlage der 1952 erschienenen deutschen Übersetzung «*Die Trapp Familie. Vom Kloster zum Welterfolg*» der Autobiographie schuf der Regisseur Wolfgang Liebeneiner 1956 einen der im deutschsprachigen Raum erfolgreichsten Nachkriegsfilme. Die Buchvorlage sollte darin möglichst genau inszeniert werden; der Familie wurden gewisse Mitspracherechte eingeräumt; der nachträgliche Kommentar des Baron Trapp war allerdings: «Es stimmt kein Wort – aber es ist wunderbar.» In der Tat entsprach der Film dem Bedürfnis des kundigen europäischen Publikums nach der Darstellung der Erinnerung an eine heile österreichische Welt von Postkartenansichten, realer Architektur und neubarocker Orchesterbegleitung (*Elisabeth Monarth* in ihrer vergleichenden Analyse, S. 195ff.). *Christian Strasser* sieht in seinem Beitrag («*The Sound of Music* – Ein unbekannter Welterfolg. Die virtuelle Trapp-Emigrantensaga als globale Kultur-Ikone mit Widersprüchen», S. 267ff.) den Film aber nicht als Heimatfilm im klassischen Sinne, sondern eher als Trivialfilm, geprägt von der «Natürlichkeits-Ideolo-

gie», die damals eine stabilisierende Wirkung auf das kontemporäre Kultur- und Gesellschaftsverständnis ausübte. Der politische Umschwung wird nur durch einen unsympathischen NS-Parteifunktionär dargestellt, die traditionell adelige Umgebung des Barons und Korvettenkapitäns Trapp tritt mit seinem wirtschaftlichen Niedergang und dem Versagen der Prinzessin als Gegenspielerin zur Kloster-schülerin um die Hand des Verwitweten in den Hintergrund. Die Emigration wird primär als sinnstiftender Karriereschritt dargestellt. Diese Anlage des Films entspringt demnach einer sehr guten Einschätzung des deutschsprachigen Publikums. Jede spätere Darstellung, insbesondere aber die Hollywood-Produktion *The Sound of Music* musste deshalb bei diesem Publikum auf eine bereits etablierte Version des Mythos treffen und «unecht» wirken.

Die Ausgangslage und Zielsetzung für die Produktion des amerikanischen Films (1964/65) war eine völlig andere: Er basierte auf dem 1959 entstandenen Musical *The Sound of Music* von Rodgers (Musik) und Hammerstein (Lyrik), wiederum ein Erfolgsstück (z. B. über 2000 aufeinanderfolgende Aufführungen in London allein). Die Beiträge von *Joachim Brügge* (S. 223ff.) und *Michaela Auer/Ulrich Müller* (S. 235ff.) setzen sich damit auseinander. Auf den deutschen Trapp-Film von 1956 aufmerksam gemacht, erkannten «R&H» die Qualität der Story als Musical-Vorlage und formten diese mit amerikanisch-routinierter Professionalität zu einem Musical mit operettenhaften Zügen. Das Stück ist kalkuliert sentimental: Hinzufügung einer zweiten Liebesgeschichte, zwei emotionsgeladene Fluchten – und immer noch ohne politische «Misstöne». Die Musik ist assoziativ zur österreichischen Volksmusik, inklusive derber Jodler-Imitation und dem Markenzeichen von Rodgers, dem *walz* mit Jazz-Einschlag.

Anhand verschiedener Beiträge in diesem Band wird deutlich, wie sehr das Publikum, vor allem ausserhalb Österreichs, dieses Musical – und dann auch den Film der 20th Century Fox von 1965 – in hohem Mass als authentisch rezipierte. Dies hat m. E. einen tieferen Grund: Rodgers schreibt in seiner Autobiographie, dass er nur authentisch sein könne, indem er sich selbst treu sei; er könne nicht anders authentisch sein, denn er sei offensichtlich weder Chinese, Franzose [noch Österreicher]. Entgegen einer ursprünglichen Absicht verwendete das Musical keines der von der Trapp-Familie auf ihren Touren gesungenen Lieder (Repertoire im Beitrag von *Thomas Hochradner*, S. 115ff.). Rogers' Musik klang aber für das amerikanische Publikum dermassen «echt», dass selbst der Regisseur Wise erstaunt war, als das bei den Dreharbeiten in der Felsenreitschule zum Absingen des Musical-Schlagers «Edelweiss» aufgeforderte lokale Publikum das Lied nicht kannte. Er habe gedacht, dieses sei so etwas wie eine Salzburger Landeshymne.

Im Beitrag von *Alexander G. Keul* («*The Sound of Virtue. Über die paradoxe Mutter und den transatlantischen Blick*», S. 317ff.) wird ein wesentliches Merkmal herausgearbeitet, welches dem gleichnamigen Film über das Musical hinaus den Erfolg sicherte, nämlich die Besetzung der Rolle der Maria von Trapp durch die als Darstellerin der *Mary Poppins* gerade eben unerhört erfolgreiche *Julie Andrews*. Die junge Engländerin verkörperte für das amerikanische Publikum das «Europäische» an der Figur und wahrte zugleich die darstellerische Kontinuität von «Super-Nanny» zur verehrten zweiten Mutter der von Trapp'schen Halbweisen. Zudem wirkte sie als Identifikationsfigur für die Mütter der damaligen Baby-Boom-Generation, indem sie vorlebte, wie man unter schwierigen Umständen eine Familie mit sieben Kindern «managen» konnte. *Thomas Huber* («Wie *Julie Andrews* Mozart verdrängte. Hintergründe und Auswirkungen des US-Tourismus in der Stadt Salzburg», S. 401ff.) ergänzt die schon von *Christian Strasser* formulierten Erfolgselemente (alteuropäisches Kulturgut als virtuelle Versatzstücke, das liebeliche Städtchen Salzburg in den traumhaften «European Alps»), noch um die typischen US-Momente Pioniergeist und Emigrantentmythos mit Happy End.

Einige der Autoren merken wiederholt an, wie sehr das Geschichtsbild Österreichs auch im Film dem «Bedarf» angepasst wurde. Einerseits verhinderten die Behörden die Aufnahme eines jubelnden und fahnenbekränzten «Anschlusses», andererseits wird der Baron in heroischer Widerstandspose beim Zerreißen einer Hakenkreuzfahne gezeigt. *Reinhold Wagnleitner* verfolgt in «*The Sound of Forgetting Meets the United States of Amnesia*» (S. 427ff.) diese politischen Aspekte bis in die Gegenwart. Solche Diskrepanzen sind, neben den musikalischen und geografischen, offenkundig auch ein Grund für die noch heute unterschiedliche Rezeption des Film bei Jugendlichen in den USA und in Österreich (z. B. bei *Helga Embacher*, S. 445ff.).

Das Bedürfnis, die Orte aufzusuchen, an denen die emotionalen Höhepunkte des Film stattfanden, ergriff das amerikanische Publikum schon früh und dauert an: gegen achtzig Prozent der überseeischen Besucher Salzburgs nennen dies als einen Hauptgrund ihres Aufenthaltes. Die Befriedigung dieses Bedürfnisses wurde zuerst durch Taxis und dann Kleinbusse eher improvisatorisch geleistet, wobei zum Erstaunen der Lokalen ihre Orts- und Geschichtskennntnis der Story des Films und der Wahl der Drehorte (vgl. *Stefan Herzl*, S. 307ff.) für die Versatzstücke angepasst werden mussten. Es wurde aus verkehrstechnischen Gründen sogar nötig, z. B. den Standort des Gartenpavillons (Liebesszene) zu versetzen und ihn öfter wieder instand zu stellen.

Die nächsten, mehr professionellen Schritte der Tourismusindustrie waren abzusehen. Sie sind, inklusive der aufschlussreichen Publikumsumfragen, Markt- und Machbarkeitsstudien, dargestellt und analysiert in den Beiträgen von *Hans Jürgen Kagelmann* (S. 343ff.) und *Peter Laub* (S. 361ff.).

Beim Rezensieren dieses reichhaltigen Bandes mussten mir die vielen Parallelen zum Heidi-Mythos auffallen. Es seien davon nur die Folgenden genannt: Die in der Schweiz als störend empfundene Diskrepanz zwischen der Darstellung Heidis durch Shirley Temple (1937) «mit amerikanischen Modelocken» und dem «echten Heidi» Elsbeth Sigmund des «echten Schweizer Films» von 1952; die Anpassung der Verfilmungen an die Zeitläufe; die Einprägung der Drehorte als authentische Stätten von Spyris Heidi-Geschichte; die Verwendung gerade dieser Orte im gegenwärtigen Erlebnistourismus; die professionelle Vermarktung Heidis als Label.

Margaret Engeler

CESARE SANTI: Famiglie originarie del Moesano o ivi immigrate. Poschiavo: Menghini 2001. 272 p.

Una straordinaria quantità di notizie e un'intensa capacità di ricostruire attraverso il nome le condizioni di vita di non poche persone nel passato (non solo mesolcinese): queste le doti più appariscenti del volume di Santi sulle famiglie che vissero e vivono in Mesolcina, nei Grigioni Italiani. In questa, che è segnalazione possiamo sostare solo su poche cose. Come il fatto che la ricerca (costata anni di lavoro) viene a risolvere diversi problemi connessi a molti nomi di famiglia della Svizzera Italiana. Si vedano ad esempio i riscontri sugli Albertalli, grandi magistri costruttori attivi quanto meno dal 1487 (e il cui nome presenta l'uscita cumulativa -alli che ritroviamo anche nei Rigonalli, nei Petralli, ecc.). E si cita, a mo' d'esempio, il caso dei Fumi e Fomia, famiglia patrizia di Buseno già documentata nel Cinquecento e tuttora vivente in loco (p. 60; quale ne sarà l'etimo?). Ampie, insomma, le documentazioni su tutti i molti casati della Valle.

Il volume ha anche un altro grosso merito, quello di risolvere parecchi casi scientifici in sospenso nell'onomastica delle zone italiane settentrionali. Un esempio? quello dei Paravicini, che è nome che è stato spesso ricondotto a una interpretazione colorita (coloro che pelavano i vicini). Interpretazione che, per altro, si citava con un pizzico di dubbio. Ora il fatto che Cesare Santi assodi per le zone mesolcinesi un cognome Paraviso, conferma una nuova prospettiva. Ci si distanzia anche da quanto pensava Konrad Huber, nel pur fondamentale libro sui Nomi grigionesi (*Rätisches Namenbuch*), in cui pensava che Paraviso fosse una falsa ricostruzione da Paravicini. In realtà vale l'opposto: si è di fronte al riflesso come cognome di un nome laudativo, che veniva assegnato in secoli medievali al figlio appena nato, quello di Paradisus, di beatitudine. Da Paradiso si passava poi, in quella oralità di vita che è a lungo fondamentale per i cognomi, a Paraviso, Paravis, forma semplice che poi veniva resa anche come diminutivo, ossia Paravisin «piccolo paradiso», nome e cognome che veniva scritto sia Paravisino, sia Peravisini, sia Pelavisino, -i. Con ciò viene confermata anche la bella intuizione dello studioso veronese Rapelli, proposta avanzata nell'ultimo, recente volume della RION (Rivista italiana di onomastica). Aggiungo che un parallelo a Paradiso/Paraviso è dato da Perfetta, altro nome divenuto cognome e documentato dal Santi e in Splendore: anche qui, i genitori si aprivano alla lode al figlio appena nato.

Santi mostra in non pochi casi una benvenuta autonomia di giudizio, come quando, per Danz, si distanzia dall'interpretazione huberiana di Abundantia e opta piuttosto (p. 42) per una ripresa del ted. Hans, facendo tra l'altro presente che Giovanni a Marca viene sempre nominato nel primo Cinquecento come Hans, e i suoi discendenti come de Anz, D'Anz.

Dal volume di Santi esce rafforzato anche il riconoscimento dell'incisività dell'elemento femminile nella genesi dei cognomi. Si adduce l'esempio di Oliva, nome di donna, che era un tempo assai diffuso e che ha dato origine (non solo nelle zone, anzi: nella comunità in esame) al cognome Oliva. Affiorano poi le componenti scherzose, come quel Macacioldi che troviamo documentato a p. 81 in rapporto a una famiglia patrizia di Roveredo Grigioni del 1486 e quel faramosco, ferramosca, letteralm. «Tu sei un tipo che devi ferrare le mosche» che si era soliti ascrivere quasi solo a comunità italiane centrali e meridionali (cfr. Ettore Fieramosca). Appare la vitalità dei nomi imperativi come Bevilacqua, come Menafoglio, Fumagalli: un tipo di nominare i compaesani che spiega anche il francese Boileau, appunto «bevi l'acqua».

Si segnalano inoltre le interessanti notizie sull'emigrazione, una componente di fondo nella storia (e nella storia dell'identità) delle nostre comunità. La ricerca di Cesare Santi stimola di continuo a nuovi accertamenti, come quelli legati ai Cisli, ai Gioiero, esito da una forma più lunga che suonava e suona Giulieri, e che ricondurremo a una base germanica. Per le ragioni storiche del nome dei Frizzo (di p. 59), originari di Gambellara in provincia di Vicenza (quante ore di ricerca anche dietro una sintetica notizia) cfr. quanto meno dal 1486 un Jo(h)annes Frizus, per cui si propone, in certi casi, un accostamento

anche a un tipo Felice (nome di santo un tempo assai diffuso), il che viene a confermare quanto si diceva nel nostro Perché ci chiamiamo così? uscito nel 2000 a cura della Fondazione Ticino Nostro di Lugano e di Macchione editore Varese.

Cesare Santi mostra anche in queste pagine la grande apertura (specialmente umana) che tutti gli riconoscono: non si limita a nomi di famiglie strettamente mesolcinesi, bensì si apre pure a nomi di famiglie immigrate come i Friker e i Federspiel, originari di Domat Ems e Tarasp, con rami che si trapiantarono anche a Costanza e nel Tirolo, già documentati per il secolo XIII: un'apertura che è tanto più utile anche su un piano scientifico e riuscirà, domani, di grande aiuto ai ricercatori storici. D'inciso una curiosità. Quali ragioni avranno mai mosso nell'aprile 1813 il facoltoso mercante Johannes Fricker di Basilea a chiedere e ottenere il vicinato di Soazza procurando un soldato mercenario per i reggimenti svizzeri? E il Santi a specificare l'appoggio di un notabile della Valle e che il Fricker non venne mai a Soazza (p. 58).

Le notizie che il nuovo volume assicura non riguardano solo la storia (di per sé già affascinante) dei cognomi. Affiorano notizie sul quotidiano della gente, sul lavoro, sulle esperienze e i travagli legati all'emigrazione, sul lavoro esercitato in valle) come quello dei resinatt (raccoglitori di resina) e quello, esercitato fuori valle, dei vedriatt, che legava non pochi mesolcinesi a minusini e altri maschi del Locarnese in genere e che li portava nelle più varie regioni svizzere (funziona tuttora a Rheinfelden, presso Basilea, un'avviata vetreria dei Rigassi di Landarenca, Braggio e Castaneda), tedesche e francesi. In tema si cita almeno l'interessante diploma di fine tirocinio che riguarda nel 1741 un Toscano che ha lavorato a Ratisbona (p. 272), mentre a p. 271 si riproduce una mappa catastale del 1793 con la descrizione (anche disegnata) dei beni di Giovanni Maria Zoppi a Monticello di san Vittore. Insomma, un volume splendido, di ampio rilievo, organico, con una ricca parte documentaria e illustrativa, di cui metteremo in risalto gli interessi per la storia dell'abito e per gli atteggiamenti assunti nel ritrarre le persone.

Ottavio Lurati

GIAMBATTISTA BASILE: Das Märchen der Märchen. Das Pentamerone. Nach dem neapolitanischen Text von 1634/36 vollständig und neu übersetzt und erläutert von Hanno Helbling, Alfred Messerli, Johann Pögl, Dieter Richter, Luisa Rubini, Rudolf Schenda und Doris Senn. Hg. von Rudolf Schenda. München: Beck 2000. 639 S., 1 Abb.

Mit dem 1634–1636 erstmals erschienenen Pentamerone hat sich Rudolf Schenda immer wieder befasst. Eine Neuübersetzung, nach den Ausgaben von Felix Liebrecht (1846) und Adolf Potthoff (1954), war ihm zu einem grossen Anliegen geworden. Er durfte die Verwirklichung dieses Wunsches noch erleben, bevor er am 14. Oktober, einen Tag nach seinem 70. Geburtstag, ganz unerwartet starb. So wurde die Neuausgabe des Märchens der Märchen zum letzten Werk des grossen Erzählforschers.

Rudolf Schenda hat mit einem Team von sechs Italianistinnen und Italianisten zusammengearbeitet: Hanno Helbling übertrug die vier Eklogen (Zwischenspiele) erstmals ins Deutsche. Die fünfzig Dialekt-Märchentexte wurden von Schenda selbst, Luisa Rubini, Alfred Messerli, Doris Senn, Johann Pögl und Dieter Richter aus dem Neapolitanischen übersetzt. Das Übersetzer-Team hat grossartige Arbeit geleistet. Es ist ihm gelungen, die Texte in ihrer ganzen Frische und Lebendigkeit wiederzugeben. Und das war nun wirklich keine leichte Aufgabe, galt es doch, ein barockes, phantasievoll-ausschweifendes Register genauso zu beherrschen wie die kraftvoll-unverblühte Sprache der neapolitanischen Piazza. Dank der Bravour der Übersetzer ist dieses neue Pentamerone zu einem herrlichen Lesevergnügen geworden.

Zu den besonders lobenswerten Vorzügen dieser Neuausgabe gehören die märchenhistorischen Kommentare der Übersetzerinnen und Übersetzer. Kein Herausgeber hatte sich bisher dieser Mühe unterzogen. Die Kommentare nennen antike und zeitgenössische Quellen Basiles, enthalten Interpretationshilfen zu den Erzählinhalten, weisen auf frühere nationale (zum Teil auch mediterrane) und vor allem spätere internationale Verbreitung hin und ermöglichen eine vergleichende Arbeit an den einzelnen Märchentypen.

Das Nachwort mit dem Titel «Mediterrane Lebenswirklichkeit und Europäische Literaturtraditionen» hat Rudolf Schenda verfasst. Er stellt darin Basiles Werk in seinen sozial- und kulturhistorischen Rahmen. Giambattista Basile (1575–1632), dem erst nahezu zwei Jahrhunderte nach seinem Tod der wirkliche Ruhm zuteil wurde, lebte in einer schwierigen Zeit. Das Königreich Neapel war von den Spaniern beherrscht, die in den Dreissigjährigen Krieg verwickelt waren. Das bedeutete enorme Schuldenlasten, ein hierarchisches Ausbeutungssystem und grosse Armut der Untertanen, die auch eine relativ hohe Delinquenz zur Folge hatte. Der spanische Hofadel lebte weit von der Wirklichkeit entfernt

und war vollkommen unfähig, die wirklichen Probleme zu erkennen. Es ist deshalb nicht verwunderlich, dass Basiles Herrscherfiguren oft schwach und tölpelhaft sind.

In dieser verlogenen Welt wuchs Basile als Sohn einer kinderreichen Familie auf, wurde Soldat, kämpfte auf Kreta gegen die Türken und kletterte, in die heimatliche Campania zurückgekehrt, als Beamter die soziale Leiter hinauf. Er schrieb viele Gelegenheitsdichtungen und schliesslich das Pentameron, das aber erst nach seinem Tod erschien. Darin «wählt er den Schleier der Märchenhaftigkeit und der Kindertümllichkeit, um all seinen Unmut über die neapolitanischen Verhältnisse unter der spanischen Besatzung zum Ausdruck zu bringen». Basiles Sammlung «ist in vielerlei Hinsicht Anti-Text»: Der italienischen Standardliteratur setzt sie den neapolitanischen Dialekt entgegen, der ernsthaft-tragischen Literatur der alten und neuen Klassiker einen burlesken Inhalt.

Welche Quellen nutzte Basile? Seine Geschichten sind nicht ausschliesslich dem Volke abgelauscht, wie die Romantiker fälschlich meinten. Er ist der Buchkultur ebenso verpflichtet wie der Piazza. Seine Sammlung schöpft aus der klassischen Mythologie, aus dem spätantiken Abenteuerroman, aus der französischen und frankoitalienischen höfischen Epik des 12. bis 14. Jahrhunderts, aus den italienischen Ritterepen der Renaissance (Matteo Boiardo, Ludovico Ariosto), aus der Novellenliteratur des Mittelmeerraumes (Giovanni Boccaccio), aus der zeitgenössischen Literatur (Bänkelsänger), aus dem barocken Schauspiel im Teatro San Carlino und aus Farcen des neapolitanischen Markttheaters.

Das Themenbündel Mittelmeer, Piratenwesen, Sklavenraub und Mohrenvernichtung zeigt, «dass manche Märchenmotive – und das sind mehr, als viele Märchenfreunde sich träumen lassen – mit historischen Prozessen und Mentalitätsentwicklungen eng verflochten sind».

Am Schluss seines Nachworts befasst sich Rudolf Schenda mit der Basile-Rezeption in Deutschland, an deren Anfang Christoph Martin Wieland steht, der 1778–1779 und 1794 eine «bewundernswerte Nachdichtung» des *Peruonto* (I,3) veröffentlichte. Von Clemens Brentano stammen weitere «meisterhafte Nachdichtungen» von Basile-Märchen. Wilhelm Grimm bezeichnete die Sprache des Pentameron 1822 als «keck, frei und unverhüllt». Den Brüdern Grimm war das neapolitanische Märchenbuch völlig vertraut, so dass sie im Anhang zu der zweiten Auflage ihrer *Kinder- und Hausmärchen* (1822) Kurzfassungen jeder einzelnen Erzählung liefern konnten. Jacob Grimm übersetzte als erster Deutscher einen Basile-Text (II,5) nach dem Wortlaut ins Deutsche. Das grosse Verdienst der ersten vollständigen Übersetzung (ohne Eklogen) kommt Felix Liebrecht (1812–1890) zu; sie erschien 1846 und wurde immer wieder nachgedruckt. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg folgte die Neuübersetzung des Schriftstellers Adolf Potthoff (1897–1969), die zeigte, «dass sich der Liebrecht-Text durchaus mit frischem Mut und freierer Rede verbessern liess».

Ein halbes Jahrhundert später haben uns nun Rudolf Schenda und sein Team eine nochmals vervollständigte und «einem veränderten Literaturverständnis und einem erweiterten komparatistischen Kenntnisstand angepasste» Ausgabe geschenkt, die einen wirklichen Meilenstein in der Basile-Forschung darstellt. Sie überzeugt durch ihre angenehme Lesbarkeit, den rigorosen wissenschaftlichen Apparat und das hervorragende Nachwort, in dem es Rudolf Schenda wie immer gelungen ist, Wissenschaftlichkeit auf fesselnde Weise und mit sprachlicher Brillanz zu vermitteln. Pia Todorovic-Strähl

ERWIN REHN & MARIE-ELISABETH REHN: Die Stillschweigs. Von Ostrowo über Berlin und Peine nach Heide in Holstein bis zum Ende in Riga, Theresienstadt und Auschwitz. Eine jüdische Familiensaga 1862–1944. Hg. von Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 1998. 216 S., Abb.

MARIE-ELISABETH REHN: Juden in Norderdithmarschen im Spiegel von Niederlassungsgesuchen des 19. Jahrhunderts. Hg. von Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2000. 178 S.

MARIE-ELISABETH REHN: Juden in Friedrichsstadt. Die Vorstandsprotokolle einer Israelitischen Gemeinde im Herzogtum Schleswig 1802–1860. Hg. von Erhard Roy Wiehn. Konstanz: Hartung-Gorre Verlag 2001. 118 S., Abb.

Vor einigen Jahren hat die aus Heide in Norddeutschland stammende Marie-Elisabeth Rehn zusammen mit ihrem Vater Erwin Rehn – nicht unähnlich vielen anderen Deutschen – begonnen, sich für das Schicksal der jüdischen BewohnerInnen ihres Heimatortes und ihrer Heimatgegend zu interessieren. Aus diesem Interesse sind im Verlauf der Jahre drei Werke entstanden.¹

¹ Vorangegangen ist diesen Publikationen die Biographie des Vaters der Autorin: Marie-Elisabeth Rehn: Heider gottsleider. Kleinstadtleben unter dem Hakenkreuz: Eine Biographie. Basel 1992 (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 73.)

In «Die Stillschweigs» haben Tochter und Vater auf der schmalen Basis von Standesamtdaten, Adressbüchern, Steuerlisten und Notariatsangaben durch Einbezug von Biografien anderer Personen, allgemeinen Geschichtsdarstellungen und soziologischen Abhandlungen eine Familiensaga konstruiert. Durch diese Ausgangslage erscheinen die Stillschweigs weniger als besondere Charaktere denn als typisierte Abbilder der deutsch-jüdischen Geschichte. Der «Roman», wie die Autoren ihr Werk korrekterweise nennen, hält demzufolge, was ihr Anliegen ist, wohl Namen und Lebensstationen der Stillschweigs für die Nachwelt fest, weiss aber über ihr Leben nur soviel zu berichten, wie es für viele andere jüdische Deutsche an anderen Orten auch hätte gelten können. Was bei dieser Darstellung fast völlig wegfällt, ist die Beschreibung des geistigen Lebens dieser Personen und damit auch des jüdischen Deutschlands dieser Zeit. Dennoch ist das Werk dank der Liebe zum genauen Detail all jenen empfohlen, denen trockene Abhandlungen zuwider sind und die in lockerer Weise einen Einblick in das deutsch-jüdische Leben der Zeit von 1862–1944 gewinnen möchten.

In «Juden in Norderdithmarschen» wendet Marie-Elisabeth Rehn wieder dieselbe Methode an. Diesmal dienen ihr die acht aus der Zeit von 1806–1860 vorhandenen Niederlassungsgesuche von Juden in dieser schleswig-holsteinischen Gegend als Basis zum «Versuch einer Rekonstruktion ihrer Lebensbedingungen». Dank der Verknüpfung von Erkenntnissen aus den im Anhang im Volltext abgedruckten Dokumenten mit allgemeinen Kenntnissen entstehen, bei aller Begrenztheit des Materials, Lebensporträts, die uns ahnen lassen, wie schwierig sich das Leben im Verkehr mit der christlichen Obrigkeit damals für die Juden gestaltete.

Dass es wegen der äusseren, vor allem wirtschaftlichen Schwierigkeiten auch im «inneren Bereich», d.h. im Leben einer jüdischen Gemeinde, grosse Probleme gab, belegen die Vorstandsprotokolle der Israelitischen Gemeinde in Friedrichstadt von 1802–1860. In «Juden in Friedrichstadt» hat Marie-Elisabeth Rehn diese Protokolle interpretierend und kommentierend zusammengefasst. Sie geben uns Einblick in die Sorgen und Nöte, Rivalitäten und Kontroversen in dieser kleinen Gemeinde mit maximal 373 Einwohnern im Herzogtum Schleswig. Dem Fazit der Autorin, dass es an anderen Orten mit kleinen jüdischen Gemeinden nicht anders war, ist voll zuzustimmen. Ein Vergleich mit den Resultaten der Auswertung des alten Protokollbuches der jüdischen Gemeinde Edingen im Schweizer Surbtal, die Florence Guggenheim-Grünberg 1952 publiziert hat, würde bestätigen, dass sich das innerjüdische Leben – sei es in der Schweiz oder im nördlichsten Deutschland – sehr ähnlich abgespielt hat.

Die beiden Mikrostudien über Norderdithmarschen und Friedrichstadt ergänzen so insgesamt unsere Kenntnisse über jüdisches Leben in Westeuropa im 19. Jahrhundert für den Bereich Norddeutschland.

Ralph Weingarten

BERNHARD TSCHOFEN: *Berg Kultur Moderne. Volkskundliches aus den Alpen*. Wien: Sonderzahl 1999. 357 S., Abb.

Es gibt nun schon so viele erklärende Blicke auf die Berge und die Alpen, dass wir uns besorgt fragen müssen, wann und ob wir denn je den Durchblick haben werden. Bernhard Tschofen legt uns mit seiner Dissertation nochmals eine neue Sichtweise vor: Er fragt zu Recht, wie denn Kultur, und zwar jene der Moderne, in die Berge komme? Dieser Ansatz ist auf den ersten Blick ebenso verwirrend wie Stremlovs «Alpen aus der Untersicht». Aber vielleicht muss das ja so sein. Was aber ist der Sinn eines weiteren Buches zu dieser Thematik? Es soll (oder der Autor soll) unsere Fragen beantworten, all jene, welche wir nach der Lektüre der Vorgänger noch haben. Tut es dies? Plus / minus! Es macht nun keinen Sinn, auf all diese Vorgänger hier nochmals einzugehen und sie vergleichend zu re-rezipieren. Ich will aber kurz über deren Sinn reflektieren. Das Gelingen dieser (und aller anderen) Abhandlung(en) hängt von der Verknüpfung der Spuren ab, die verfolgt werden. Und darum geht es letztlich immer, diese banale Feststellung macht auch der Autor. Die gelungene Realisierung des Diskurses ist also immer die gelungene Realisation der subjektiven Bewertung von Quellen. Ein x-beliebiger Autor (muss man fast sagen) reüssiert dann als Dissertant, Wissenschaftler und Autor, wenn er Quellen (Spuren und Meta-Spuren) überzeugend vernetzt, also in einen neuen Zusammenhang stellt und eine neue Gesamtsicht präsentiert. Und dies muss dann nicht einmal objektiv richtig sein.

Warum also diesen Text auch noch lesen? Tschofen weist uns aus seinen Spuren einen Weg von Alpen und Berg zu Kultur zu Moderne. «Es geht um eine Volkskunde der modernen Alpenkultur, also jener, die geglaubt wurde, der alten Ende zu sein» (S. 32). Er erweitert unseren Horizont, indem er zusätzliche, intensivere Spuren präsentiert und deren Instanzierungs- und Ordnungscharakter in Szene setzt. Was ist damit gemeint? Im vorliegenden Text wird uns gezeigt, wie Inhalte kultureller Befindlichkeit transformiert, transportiert und transloziert werden. Mit anderen Worten: Berge und Alpen gehen

ins Flachland, durchdringen die Basis und damit die Menschen, wandeln sich und die Durchdrungenen um und kehren, zusammen mit den Infsizierten, in die Berge und die «Alpenheimat» (welche eine «natürliche Steigerungsform» von Alpen und Heimat sei, S. 253) zurück, um dort die «ästhetischen und ideologischen Grundprinzipien der Alpenbegeisterung zu verkörpern» (S. 155) und ausschliesslich negative realökonomische und kultursoziologische Folgen zu inszenieren. So etwa könnte dies sein. Sie glauben mir das nicht? Dann ist es höchste Zeit, den Tschofen zu lesen!

Denn er schafft es durchaus, «hochmetaphorische Bedeutungsgehalte» (S. 152), also eine «Ebene des Symbolischen» (S. 156), so auszubreiten und aufzuarbeiten, dass daraus eine realökonomische und realkulturelle Ebene wird, welche transparent und vor allem intellektuell auch verständlich ist. Die Mechanismen aber, welche dazu führten, dass Heimat in den Bergen zu suchen sei und die symbolische Ebene, über welche diese Begrifflichkeit konstruiert und transportiert wird, wird nur angerissen – Tschofen schreibt (S. 256) von «Symbole(n), mit denen solches transportiert wird». Dies wird aber (auch hier) nicht zweifelsfrei ausdiskutiert und führt schliesslich zu einem etwas überhasteten und unvollständigen Fazit (S. 257), dass «alpine Traditionen und alpine Natur – die Zweisäuligkeit dessen, was hier Alpenheimat genannt wird(...), auf angestammte Zuständigkeiten verweist. War es einerseits die junge Disziplin der Volkskunde, die sich als «Wissenschaft der Heimat» hervortat und die nötigen Sinnzusammenhänge lieferte, kann andererseits der Alpinismus für sich das Vorrecht verbuchen, die ästhetische [und das heisst immer auch: ethnographische] Aufbereitung der Alpen zur Weltanschauung und Kulturpraxis gemacht zu haben.»

Das tönt ja geradezu nach dem höchst banalen Schluss, dass es Alpinismus und Volkskunde nur gibt, weil es Alpen gibt. Auch wenn der Autor diese Folgerung noch bestätigt und fordert (S. 265/266), «ernsthaft die Spuren zu verfolgen, die Alpinismus und Ethnowissenschaften in Edelweissbildchen und Trachtenbüchlein hinterlassen haben», glaube ich dennoch, dass er richtig erkannt hat, dass es hier um weit mehr geht, nämlich um die von Cantwell 1993 vorgeschlagene «Ethnomimesis», also um die «Volkskultur» und deren allgegenwärtige Verwandlung, die ein Teil des sozialen Lernens (und damit auch der Enkulturation / ES) ist (S. 287). Vor allem aber, meine ich, geht es um die Mechanismen, die dabei eine Rolle spielen. Und genau deren Vertiefung hätte man sich hier gewünscht.

Also, damit ich nicht missverstanden werde: Tschofen bereichert unseren Horizont, und er tut dies weit über die gängigen wissenschaftlichen Arbeiten hinaus, da er in einem semi-erzählenden Stil emotionale Besetzungen erschreibt. Er hält sich also nicht stur an vorgegebene Muster linear-sprachlichen Formulierens, sondern bevorzugt modulare, einfallorientierte Muster, welche quasi ein «Zappen» zwischen den Schnittstellen theoretischer Abbildung und symbolischer Gehalte zulassen. Ich würde dies «dichte Erschreibung» nennen. Dass er dabei heftig auf österreichische Verhältnisse fokussiert, können wir gerade noch hinnehmen, auch wenn uns dies gelegentlich «spanisch» vorkommt. Was aber nicht eben erfreut, ist die «Grösse» der Abbildungen: So kann man Texte dieser Güte wirklich nicht illustrieren und beschriften, ausser man lege eine Leselupe bei! Da hätte man sich eine andere Qualität leisten oder an einem anderen Ort abspecken müssen. Ein Index würde zudem die anspruchsvolle Lektüre wesentlich erleichtern.

Ernst Schlumpf

ILMAR TALVE: Finnish Folk Culture. Helsinki 1997 [orig. Helsinki 1979, traduit par Susan Sinisalo]. 386 p. (Studia Fennica Ethnologica, 4).

Ce commentaire est bien trop bref pour rendre hommage à l'œuvre et au personnage d'Ilmar Talve, fondateur de la chaire d'ethnologie de l'université de Turku en Finlande. L'ouvrage cité en titre est un livre de référence du professeur emeritus de la *kansatiede* (Volkskunde). Sa biographie d'exilé – comme tant d'autres, fut-il gravement marquée par les événements historiques du siècle dernier – paraît aussi extraordinaire et impressionnante que son activité littéraire et scientifique.

D'origine estonienne, Talve naquit en 1919; il termina ses études en 1942 à Tartu avec un diplôme en ethnologie. Dès le début de sa vie professionnelle dans les années 1930, il mena de pair plusieurs activités professionnelles, comme celle d'écrivain, de journaliste politiquement engagé et publiant sous différents pseudonymes ou encore d'ethnologue entamant une carrière académique.

Talve fut volontaire dans l'armée finlandaise durant la deuxième guerre mondiale puis se réfugia en Suède en 1945 après avoir séjourné un an en Allemagne. A Stockholm, il eut l'occasion heureuse de poursuivre ses études et ses recherches chez le grand ethnologue suédois Sigurd Erixon. En 1959, il transmigra en Finlande afin d'y «construire» une chaire d'ethnologie.

Dès le début de son activité comme professeur d'ethnologie à Turku, il donna des orientations novatrices à la discipline, notamment dans les domaines de la culture industrielle, ouvrière et urbaine – qui

étaient les domaines les plus importants du «folk life» de l'après-guerre, mais étaient cependant parmi ceux qui étaient les plus évités par l'ethnologie européenne de l'époque.

Dans le large spectre thématique des publications scientifiques aussi bien que littéraires d'Ilmar Talve, il convient de faire ressortir comme œuvre primordiale la monographie volumineuse *Suomen kansankulttuuri*, publiée pour la première fois en 1979 et traduite en anglais en 1997 ainsi qu'en hongrois en 1998.

La table de matières reflète en premier lieu les domaines de préoccupations traditionnels d'une «ethnologie at home» telle qu'elle s'est institutionnalisée dans la première moitié du 20^{ème} siècle au niveau des universités de tous les pays d'Europe, à l'exception de la France.

Ainsi sont traités avec une profondeur historique et dans leurs spécificités régionales les domaines de l'habitat, de l'économie traditionnelle, du commerce et des voies de communication, de la nourriture, des vêtements, des métiers du textile, des arts de la décoration, de la parenté et les institutions sociales, de même que du cycle de vie, de la tradition orale, de la musique et danse traditionnelle. A ceci s'ajoute une description de jours particuliers de l'année: jours de fête anciens et nouveau. De plus, Talve disserta sur le domaine particulier que constituent les villes et leurs communautés ouvrières.

L'ouvrage fut «épicé» et agrémenté par de nombreuses illustrations photographiques qui transmettent de fascinantes images de la culture ancienne des populations en Finlande. Aux lecteurs et lectrices elles révèlent au travers de leur «exotisme du quotidien» une partie de l'Europe méconnue par les parties centrales et sud-ouest du continent. La facilité de lecture correspond à l'intention de l'auteur de donner une vue générale de la culture populaire en Finlande jusqu'au décennies suivant la deuxième guerre mondiale. Tout au long de ses exposés, l'auteur accorde une place importante aux conséquences de la modernisation en Finlande. Talve décrit cette «deuxième révolution industrielle» comme furent appelées la technicisation et l'urbanisation d'après-guerre, en termes d'un processus de démocratisation.

La modification du style de vie (où les activités de loisir prennent de plus en plus de place) ne resta pas – dans la perspective de l'école ethnologique de Turku – sans impact sur le concept ethnologique du «folk culture» comme une culture partagée par la majorité d'une population. Ainsi, en résumé, il n'est pas étonnant que Talve plaide pour une notion de culture dont la catégorie du changement soit intrinsèque. Sa conclusion est un message qu'il nous faut bien retenir: «Studying and determining the reasons for change in folk culture is the primary aim of ethnology» (p. 352). *Johanna Rolshoven*

RUTH-ELISABETH MOHRMANN (Hg.): *Städtische Volkskultur im 18. Jahrhundert*. Köln: Böhlau 2001. 209 S., Abb. (Städteforschung. Veröffentlichungen des Instituts für vergleichende Städtegeschichte in Münster. Reihe A: Darstellungen, 51).

Der neueste Titel dieser der Stadt, ihrer Geschichte und Kultur gewidmeten Reihe gibt Gelegenheit, wieder einmal auf dieses beeindruckende Unternehmen hinzuweisen, das seit den 70er Jahren – das entsprechende Institut wurde 1969 gegründet – eine Fülle von Fakten und Erkenntnissen zum Thema ausbreitet und das in seiner Bedeutung weit über den deutschen Sprachraum hinausreicht und m.E. den umfassendsten Beitrag zur europäischen Stadtgeschichte darstellt.

Einleitend weist *Ruth-E. Mohrmann* darauf hin, dass sich das Bild der schwer zu fassenden «Volkskultur» leicht verflüchtige und deshalb historische Einzelstudien weiterhin notwendig seien. Damit greift sie einer möglichen Kritik vor, wonach sich fragmentarische Beiträge, wie sie ein solcher Sammelband notwendigerweise bringt, kaum zu einem kohärenten Bild städtischer Volkskultur fügen. «Ein derart weit gespanntes Thema wie die städtische Volkskultur im 18. Jahrhundert kann im Rahmen einer einzigen Tagung nicht einmal annäherungsweise in ein geschlossenes, vollständiges Bild gebracht werden» (S. XVIII). Dreizehn Vorträge sind es; eine Datumsangabe des Kolloquiums fehlt allerdings. Mohrmann gibt eine Übersicht über die moderne Debatte zur «Volkskultur» und erwähnt vor allem auch niederländische Stimmen, die sich kritisch zu den entsprechenden Debatten der deutschen Volkskundler in den späten 1960er und 1970er Jahren äussern.

Wolfgang Brückner eröffnet den Reigen der Vorträge mit Ausführungen zum Wesen und Wandel der Volkskultur vom 18. zum 19. Jahrhundert. Geist- und kenntnisreich formuliert, enthalten seine Ausführungen viele Spitzen gegen Fachkollegen und Verweise auf eigene Leistungen. Auch wenn Mohrmann ihrerseits vermerkt, dass die alten Grabenkämpfe längst Geschichte seien, hier weht noch ein Hauch vom einstigen Pulverdampf herüber. Anhand der Trachten-Volkskunde vor allem demonstriert Brückner, dass aus Wunschdenken und Projektionen ein Idealbild früherer Zeiten entstanden ist, das mit der Wirklichkeit, die viel pragmatischer und dadurch auch differenzierter war, nicht übereinstimmt.

Es sei notwendig, nicht nur Gegenwarts-Volkskunde zu betreiben, sondern auch Volkskunde an «traditionellen Gegenständen», «sonst wissen wir über Vergangenes nur noch Falsches» (S. 9). Gemäss dem Theorem der «Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen» stellen sich die volkskulturellen Realitäten als ein Gemenge dar (S. 13). Die Binnenverhältnisse sind polymorph, ideologisch geleitete Sichtweisen mit starren Entwicklungslinien zielen an der Realität vorbei. Es gilt, zwischen realem und scheinbarem Wandel zu unterscheiden. Geändert hat sich oft nur der «Blick auf die Erscheinungen». Die Polemik richtet sich gegen die Ansichten von *longue durée*. Der Vortrag wendet sich auch – und mit Recht – gegen die neuen mythischen Strukturen und mahnt, die Volkskunde müsse eine «historische Kulturwissenschaft» bleiben. Allerdings erliegt m.E. Brückner selbst dem Irrtum, ihr als «überkommenes Forschungsterrain» das «unterschichtliche Agieren» zuzuweisen, eine Verengung des Blicks, die heute wohl kaum mehr vertretbar ist.

Walter Hartinger untersucht unter dem Aspekt «Beharrung und Wandel» das Handwerk des 18. Jahrhunderts in der Oberpfalz, das sich in einer Phase des Übergangs befand, und er korrigiert dabei den Stereotyp vom erstarrten Zustand des damaligen Gewerbes. Die Anstösse zu Reformen gehen von den zentralen landesherrlichen Instanzen aus. Ein starker Wandel vollzieht sich beim Gesellenstand, der seine Einheitlichkeit weitgehend durch den Gegensatz von Sitzgesellen und eigentlichen Wandergesellen verliert, deren Interessen nicht mehr unbedingt gleich laufen. Gudrun M. König analysiert anhand literarischer Quellen den Topos «Menge» auf seine volkskulturellen Elemente, Menge verstanden als Signatur der grossen Stadt, vor allem in der Form der Passanten. Carola Lipp formuliert ihre Schwierigkeiten mit dem Begriff Volkskultur und stellt ihn in den Kontext der Fachgeschichte. Damit greift sie eine über zweihundert Jahre alte Debatte auf. Grundsätzlich bezweifelt sie den heuristischen Wert der Bezeichnung und möchte sie endgültig verabschieden. Die Dichotomie des Kulturbegriffs, die Aufspaltung in Hoch- und Volkskultur, zieht sich wie ein roter Faden durch die Fachgeschichte, bald mit negativer, bald mit positiver Bewertung. Wenn allerdings der kritischen Wende der 1970er Jahre bescheinigt wird, sie habe sich unter Verabschiedung des Begriffs Volkskultur mit dem Alltag aller Schichten befasst, so ist dies blauäugig und verkennt die damalige ideologische Einengung des Blicks und die Einseitigkeit der Wertungen. So wurde lange die bürgerliche Kultur ausgeklammert oder nur verzerrt wahrgenommen. Zutreffend schildert Lipp die Wiederkehr des Volkskulturbegriffs im Gefolge von Autoren wie Burke und Muchembled und die – Lipp verwendet den Begriff nicht – erneute Verklärung von Volk und unterschichtlicher Lebensweise. Treffend auch die Überlegungen zur notwendigen Differenzierung und zu den Klischees, wie sie gerade die «kritische Volkskunde» seit den 1970er Jahren erneut produzierte. Aber letztlich sind solche Debatten wohl Auswüchse eines Glaubenskriegs und werden auch Lipp's Ausführungen die Wiederkehr des Ewig-Gleichen in der Fachgeschichte nicht verhindern können. Die Autorin plädiert jedenfalls für einen offenen Kulturbegriff, der keine bestimmten sozialen Zuschreibungen von vornherein impliziert. Hartnäckig übersieht sie allerdings, dass auch der Terminus Volkskultur von einzelnen Forschern als sämtliche Schichten umfassende Lebensäusserung verstanden wird.

Kann man für Norwegen von einer besonderen Stadtkultur sprechen, die sich von der Kultur der umliegenden Landbevölkerung unterscheidet? Dieser Frage geht Finn-Einar Eliassen nach. Aufgrund der Lebensweise der städtischen Bevölkerung verneint dies der Autor. Dazu waren die Städte in ihren alltagskulturellen Welten zu verschieden und die Überschneidungen mit den jeweiligen sie umgebenden Landkulturen zu gross. So gab es im 18. Jahrhundert weder eine einheitliche norwegische Stadtkultur noch eine geschlossene ländliche Volkskultur. Allerdings – und darin liegt wohl ein gewisser Widerspruch – erkennt der Autor gerade in der Konzentration verschiedener Kulturformen auf engem Raum, wie sie sich in den Städten fand, «die urbane Dimension».

Gunther Hirschfelder spricht von den wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Erschütterungen, die das städtische Leben im 18. Jahrhundert kannte. Er zeigt dies anhand der Trinkkultur in den Wirtshäusern Aachens. Sein Augenmerk gilt den privaten Schankstuben, die durch einen Strohwisch gekennzeichnet waren. Ohne Zweifel hatten die Gasthäuser eine zentrale Bedeutung für das gesellschaftliche Leben in den Städten. Gegen Ende des Jahrhunderts wurden sie mehr und mehr zu politischen Versammlungsorten, Brutstätten des Aufruhrs gegen das kurfürstliche Regime.

Ein schwer fassbares Thema hat Herman Roodenburg gewählt, den Inzest in Haarlem, wobei ihn vor allem die Reaktionen der Umwelt interessieren. Inzest wurde in Holland wie im übrigen Europa hart bestraft, wobei auch die Opfer einbezogen waren. Aufgrund dreier Gerichtsfälle belegt Roodenburg die Bedeutung der *gebuurt*, der Nachbarschaft, bei der Konfliktregelung und der Ahndung solcher Fälle.

Eine Strasse in Den Haag, die vornehmste, ist das Thema von Thera Wijsenbeek-Olthuis. Sie geht ihr in der baugeschichtlichen Abfolge, dem Strukturwandel und vor allem der Rezeption durch die Bevöl-

kerung nach. Deren Wahrnehmung ist geprägt durch die bildlichen und literarischen Darstellungen. Sie wirkt heute antiquiert, zielt an der Realität vorbei, die einem «potemkinschen Dorf» gleicht. Der Beitrag liefert ein sprechendes Beispiel für den Einfluss und die Nachwirkung medial vermittelter Vorstellungen. – Wie haben osmanische Stadtbewohner der frühen Neuzeit das «Drinnen» und «Draussen» gelebt und definiert? *Suraiya Faroqhi* legt dazu zunächst eine architekturgeschichtliche Studie vor. Da aber die Bauweise stark durch die mentalen Strukturen beeinflusst ist, lässt sich daraus vieles über den Zeitgeist ablesen. Quellenbedingt geraten dabei vor allem die Häuser der vermögenden Schichten ins Blickfeld, Winter- und Sommerwohnungen gewährten unterschiedliche Bewegungsfreiheiten. Die Wahrnehmung von Drinnen und Draussen ist vielseitig, je nachdem ob das Haus, das Viertel oder die Stadt als Ganzes betrachtet wird. Ein moderner, mentalitätsgeschichtlicher Gesichtspunkt. – Ungewohnt ist auch die Perspektive von *Penelope J. Corfield*, welche die Bedeutung populärer Lieder und der Satire im britischen Stadtleben des 18. Jahrhunderts erhellt, die eine Dichte und Präsenz hatten, welche an die moderne Musik-Hintergrundkultur erinnert. Auch Stadtlieder, Bänkelgesänge usw. haben eine grosse Bedeutung für das Stadtleben. Sie stellten, da sie oft von Amateuren verfasst und allgemein zugänglich waren, einen wichtigen Kanal der Meinungsbildung und der aktiven Mitgestaltung durch die Bevölkerung dar. *Stana Nenadic* handelt über den Einfluss von Bildern im privaten und öffentlichen Raum auf die Identitätsbildung weicher Schichten Schottlands, Bilder als Vektoren von Vorstellungen und Ideologien.

Peter Höher konstatiert beim Prozessionswesen im Oberstift Münster eine starke Zunahme während dem 17. und 18. Jahrhundert trotz intensiver Bestrebungen der kirchlichen Hierarchie, das Phänomen einzuschränken, ohne dass sich zwischen Stadt und Land signifikante Unterschiede ergeben. Höhers Ausführungen zu den Auseinandersetzungen um die Karfreitagsprozessionen vermitteln eine eindrückliche Vorstellung von der Drastik solcher populärer Manifestationen bis hin zu den damit verbundenen jüdenfeindlichen Ausschreitungen. Auch Hausbauten ermöglichen bei eingehender Analyse Einsichten in die Strukturen früherer Lebensbedingungen, was *Fred Kaspar* anhand der damaligen Bausubstanz der Stadt Minden aufzeigt, wobei er für eine stärkere Betonung der Schichtspezifik anstatt des Gegensatzpaares Stadt – Land plädiert.

Kultureller Wandel ist so das wichtigste Kriterium des vorliegenden Bandes. Einzelne Beiträge mögen eklektisch wirken, doch liegt gerade einer der Vorzüge des Buches darin, den Blick räumlich nicht eng einzugrenzen, sondern Streifzüge in fremde Kulturen zu ermöglichen. Die Lektüre ist anregend und vermittelt vielseitige Anstösse. Es zeigt sich erneut, dass die Stadt und ihre Kultur einen unerschöpflichen Quellengrund wissenschaftlicher Erkenntnis darstellt. *Paul Hugger*

RUTH KILIAN: *Blicke auf das Ries. Land und Leute in der verwalteten Region. Nördlingen: Heimat- und Fachverlag F. Steinmeier 2000. 312 S., Abb.*

Acht «Blicke» sind es, die Ruth Kilian in ihrer Arbeit frei gibt für eine Sicht auf ein Forschungsfeld, das geografisch zu Bayern gehört und doch schwäbisch geblieben ist: das Nördlinger Ries. Die Autorin zeigt, wie seit Beginn des 19. Jahrhunderts in einem Zeitraum von über 150 Jahren «Volksleben» – Umzüge, Feste und vor allem eine Tracht – in Szene gesetzt wurden.

Die Tracht kam von oben und nicht von unten. Ruth Kilian lässt ihre Blicke kreisen um die Administration der weissblauen Monarchie, deren Repräsentanten bereits in den 1840er Jahren vestimentäre Schubkräfte zündeten. Im Rahmen der dynastischen Feste galt Tracht als «Möglichkeit zur Förderung des Nationalgefühls» (S. 60). Auch die etwas abseits gelegene Ries-Region sollte sich auf ihren eigenen Kleiderstil besinnen: So sammelte der schwäbische Regierungspräsident von Welden im Auftrag Maximilians II. Berichte über die örtlichen Trachten, was sich gar nicht so einfach gestaltete. Denn um 1850 waren im Ries nur noch Relikte einer Tracht aus vorrevolutionärer Zeit vorhanden.

Der Blick auf die Tracht und deren Rekonstruktion erfolgte ebenso aus bürgerlich-künstlerischem Befinden. Ruth Kilian demonstriert dies anhand von Malerbiographien. Wegbereitend war vor allem Karl von Einhuber, der Melchior Meyers «Erzählungen aus dem Ries» (1864/65) mit Genrebildern und Charakterstudien illustrierte: «ein «trautes Heim» sowie eine freudige Begrüssung in einer «heilen Welt»» (S. 163). Aber auch der württembergische Maler Theodor Lauxmann hatte sich um die Rieser Tracht bemüht und hierzu ein Druckwerk geplant, das aber unvollendet geblieben ist. Er stützte sich auf Gewährleute, Objekte, Pfarrbeschreibungen und Inventare.

Die Trachtenbilder und -beschreibungen aus dem 19. Jahrhundert verfestigten sich, so fand die Autorin heraus, schliesslich in den 1920er und 1930er Jahren. Verbreitung fand die Rieser Tracht vor allem über die Fotografie.

Ruth Kilian formuliert den Anspruch, Aspekte der Volkskultur in ihrer ganzen Bandbreite zu untersuchen. Am Ende ist die Arbeit doch etwas sehr trachtenlastig ausgefallen. Zwar überzeugt die erstaunliche Fülle imperialer Quellen, die Ruth Kilian ausbreitet, ihr Vorgehen bleibt aber behäbig, zu beschreibend und zu wenig analytisch. So paraphrasiert die Autorin in ihrem «ärztlichen Blick» kommentarlos Berichte über die Bevölkerungsstatistik (1861), die eindeutig rassische Zielsetzungen aufweisen: Demnach zählten «die Rieser» zum «schwäbischen Stamm»; der Körperbau der Männer sei «mittelmässig», die Frauen dafür «redegewandter» (S. 79). Und auch die Zeit des Nationalsozialismus wird zu kurz und wenig quellenkritisch abgehandelt. Die Autorin zitiert etwa Rudolf Helm (S. 225), einen Volkskundler, der die Blut-und-Boden-Ideologie in seinen Begleittexten zu Hans Retzlaffs Fotobänden vorangetrieben hat. In diesem Zusammenhang geht die Autorin weder darauf ein, dass im NS das Tragen von Tracht über die massenhafte Vervielfältigung im Bild als ein germanozentrisches Merkmal stilisiert werden sollte, mit dem alles Fremde auszugrenzen war, noch analysiert sie dabei die Rolle der Fotografie. Gerade mit diesem visuellen Medium liess sich während des Hitler-Regimes eine rückwärtsgewandte heile Welt der «Heimat» konstruieren – ein Trugbild, das seine pseudoidyllischen Schatten letzten Endes auch auf das Nördlinger Ries geworfen hat. *Ulrich Hägele*

UWE DANKER: Die Geschichte der Räuber und Gauner. Düsseldorf: Artemis & Winkler 2001. 349 S., Abb.

Bücher über Diebe und Räuber sind gegenwärtig etwas aus dem Visier des gesellschaftlichen Interesses geraten; auch sie haben ihre Konjunkturen bei den Lesern. Umso wertvoller ist es, wenn von Moden unberührt Gesamtdarstellungen erscheinen, die kompetent das Viele, das in den Zwischenzeiten zum Thema publiziert wurde, kritisch abwägen, einordnen und synthetisieren. Dies leistet das Buch von Uwe Danker, der als Historiker an der Universität Flensburg unterrichtet und sich durch frühere Arbeiten als Fachmann ausgewiesen hat. Aufgrund eigener Archivstudien und breiter Kenntnis der entsprechenden deutschsprachigen Literatur (allerdings unter weit gehendem Ausschluss schweizerischer Publikationen) legt er eine beeindruckende Gesamtdarstellung vor. Die Schilderung von Einzelschicksalen wechselt dabei in angenehmer Weise mit grundsätzlichen Darlegungen ab, das Buch liest sich gut, man spürt den Didaktiker. Vielleicht hätte sich eine gewisse Tendenz ins Repetitive vermeiden lassen.

Die Overtüre bildet der «Schinderhannes», die populäre Ikone des deutschen Banditen, und hier tönt bereits eines der Grundmotive des Werks an: zu zeigen, wie unberechtigt die spätere Glorifizierung deutscher Gauner war. So geht es im Folgenden immer wieder um grundsätzliche Fragen vor dem Hintergrund einzelner krimineller Taten: die Randständigkeit etwa als Nährboden der frühmodernen Kriminalität, Kriminalität als gerechtfertigte Rebellion gegen überschichtlichen Missbrauch, die Rolle der Strafe als öffentliche Abschreckung und zugleich Festigung der gesellschaftlichen Kohäsion, der Verbrecher als Folie der Projektion gesellschaftlicher Ängste und Wünsche, schliesslich der Nutzen der Kriminalität für das Fortbestehen einer Gesellschaft. Dies alles bezogen auf den Zeitraum von 1501 bis 1848.

Ein grosser Entwurf also, der weitgehend auch eingelöst wird. Danker stellt das Gauner- und Vagantenwesen in den Zusammenhang der frühneuzeitlichen Ausgrenzungsprozesse, wobei Marginalisierung und Armut einerseits, Kriminalität und Gruppenbildung andererseits komplementär sind (S. 43). Die frühmoderne Gesellschaft ist agrarisch, sodass es nicht angeht – wie es verschiedene Autoren tun –, die Ausgrenzung Fahrender allein der bürgerlichen Gesellschaft des 19. und 20. Jahrhunderts anzulasten. Bereits im 17. Jahrhundert versorgte man Arme, Fahrende usw. in Zuchthäusern, wo sie arbeiten mussten. Und schon damals gab es auch bei den Zigeunern die Kindswegnahme. Solche Massnahmen «stellen noch im späten 18. Jahrhundert die aufgeklärt-pädagogischen Massnahmen der Zwangsassimilation dar» (S. 58). Ein Hinweis, dass auch bei der wissenschaftlichen Beurteilung des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse» in der Schweiz eine grössere historische Perspektive angebracht wäre.

Immer wieder überzeugt Danker durch die Ausgewogenheit seines Urteils, welches sich um Verständnis aus dem Horizont der Zeit bemüht. Damit korrigiert er manche Übertreibungen und Klischees, wie sie sich in historischen Untersuchungen zum Problem des Bandenwesens und der Fahrenden finden. Auch Vaganten kannten zum Beispiel Heimat; diese bezog sich auf einen weiteren, ihnen vertrauten, allerdings ebenfalls begrenzten Raum (S. 66).

Nach der Charakterisierung der frühneuzeitlichen Grundsichten geht Danker näher auf die Lebenswelt der Fahrenden und Briganten ein, bringt Biografien der wichtigsten Protagonisten, schildert die Vernetzung mit Vertretern der sesshaften Bevölkerung usw. Dann greift er die zentrale Frage auf, ob die Räuber eine Gegengesellschaft bildeten, zu deren Vertretern sie in den 1970er Jahren Autoren

mit sozialutopischen Vorstellungen machten, allerdings nicht zum ersten Mal. Zunächst «entromantisiert» Danker das Räuberwesen, es gehe in erster Linie um Einbruchdiebstähle, nicht um kühnen, blutigen Strassenraub (S. 120). Dieser sei bereits im 18. Jahrhundert «aufgrund des Verfolgungsdruckes schlichtweg zu gefährlich geworden», mit Ausnahme Süddeutschlands. Solche Ausführungen wenden sich vor allem gegen Hobsbawms Theorie des Sozialbanditismus, der Danker jedoch nicht jede Berechtigung abspricht. Nur treffe sie für Deutschland mit Ausnahme des «Bayerischen Hiasl» nicht zu.

Danker analysiert das soziale und materielle Umfeld des deutschen Räubers, die anvisierten Opfer, die Beute, die Frage der bandeninternen Strukturen («Wir müssen Abschied nehmen vom Räuberhauptmann», S. 136), die locker waren. Die Rolle der Frauen kommt zur Sprache, die «kochemer» Infrastruktur der Wirte, der Hehler und korrupten Obrigkeiten. Wie stand es mit den Sympathien zwischen unterschichtlichen Bevölkerungsgruppen und den Räubern? Solidarität mit den Armen – so Dankers Verdikt – habe kaum bestanden. Für ihn beruhen solche Vorstellungen weitgehend auf literarisch umgestalteten Bildern (S. 176). Die Wirklichkeit sei ernüchternd und unromantisch, wir hätten es nicht mit einer Gegengesellschaft zu tun, sondern allenfalls mit einer «Armutsgesellschaft».

Nach der Schilderung des «theokratischen Strafmodells» (S. 195), also des Zusammenwirkens von weltlicher und geistlicher Obrigkeit bei der peinlichen Exekution, verfolgt Danker die Entwicklung neuerer Ziele und Formen der Strafjustiz. Dabei interessiert ihn auch die Wirksamkeit der frühmodernen Straferlasse und Verwaltungsstrukturen, die so ineffizient bei der Bekämpfung der Kriminalität nicht waren, besonders in grösseren, entwickelteren Staaten wie Bayern oder Kursachsen.

Von besonderem Interesse sind die letzten Kapitel, welche der Rezeptions- und Wirkungsgeschichte der bekanntesten Räubergestalten in Deutschland nachgehen. Haben wir es zunächst mit einer Art christlicher Erbauungsliteratur zu tun – die «Göttliche Ordnung» hat letztlich zu triumphieren –, kommt in der Spätaufklärung eine sozialpädagogische Intention dazu, etwa bei Schillers Sonnenwirt, dem «Verbrecher aus verlorener Ehre», und damit zugleich eine gesellschaftskritische Note. Das ausgehende 18. und das 19. Jahrhundert bringen die Räuberromantik, eingeleitet mit «Rinaldo Rinaldini» von Christian August Vulpius 1797. Sie spiegelt das Bedürfnis bürgerlicher Leser nach Ausbruch aus Zwängen, nach Überwindung von Tabus wider, den «Traum von Freiheit und Ekstase» (S. 296), aber auch die Angst um Besitzstand und körperliche Unversehrtheit. Solchen Verklärungen hält Danker das ernüchternde Fazit entgegen: «Der deutsche Räuber ist brav.» Mit einem «Blick aus der Ferne» sinniert Danker abschliessend über die Nützlichkeit von Kriminalität und Strafe und stellt seine Überlegungen in den grösseren Zusammenhang des Diskurses um die Sozialdisziplinierung in der neueren Geschichte, auch dies mit hoher Kompetenz.

Wenn es dem Historiker vor allem darum geht, die Fakten freizulegen und zurechtzurücken, die Mythen zu entlarven und er sich so in die Tradition der Aufklärer einreicht, interessiert den Volkskundler gerade der Prozess der Mythisierung und Idealisierung früherer Rechtsbrecher, wozu wir in der Schweiz genügend aktuelle Beispiele haben (etwa im Umgang mit dem Walliser Falschmünzer Fari-net). In diesen Vorgängen manifestieren sich tiefer liegende Bedürfnisse der Gesellschaft, die wohl so unterschiedlich im Laufe der Geschichte nicht waren.

Paul Hugger

NORBERT FISCHER: Geschichte des Todes in der Neuzeit. Erfurt: Sutton Verlag 2001. 125 S., Ill.

Norbert Fischer hat sich mit seinen Schriften als Kenner der Sozialgeschichte des Bestattungswesens in Deutschland ausgewiesen, vor allem durch sein 1996 erschienen Buch «Vom Gottesacker zum Krematorium». Seine neueste Publikation nimmt frühere Gedankengänge auf und bietet eine anschauliche, gut lesbare Kurzfassung. Allerdings ist der Titel insofern irreführend, als es sich nicht um das ganze, weite Umfeld des Todes handelt, sondern um den Wandel der Bestattungsformen, vor allem also um Friedhöfe, Grabmäler, Leichenhäuser, Krematorien usw., wobei auch die entsprechenden Mentalitäten einbezogen werden. Und es geht fast ausschliesslich um deutsche Verhältnisse, der Blick schweift nur selten über die Grenzen, mit Ausnahme des abschliessenden, der neuesten Entwicklung gewidmeten Teils. Dieser ist denn auch mit den Ausführungen zu den digitalen Gedenkstätten und der «Krise der Friedhöfe» besonders ergiebig und aktuell. Bei aller Anonymisierung des Todes lautet das Fazit des Autors optimistisch: «Gleichwohl erweist sich bei allem Wandel der Trauerkultur das gesellschaftliche Bedürfnis nach Tod und Vergänglichkeit mit etwas Überdauerndem zu antworten, als höchst lebendig» (S.100).

Wer sich in knappen, aber wesentlichen Zügen über die Thematik, d.h. die strukturellen Veränderungen in der Bestattungskultur der letzten Jahrhunderte informieren will, greife zu diesem Titel. Einer der Vorzüge der Arbeit liegt darin, dass die neueste deutsche Literatur ausgiebig herangezogen und zitiert wird.

Paul Hugger

IMRE GRÁFIK (Hg.): A Néprajzi Múzeum Évkönyve 1999. Budapest: Néprajzi Múzeum [2001]. 201 S., ill. (Néprajzi értesítő = Annales musei ethnographiae, 81).

Das Jahrbuch des Ethnographischen Museums 1999 setzt die Orientierung der Öffentlichkeit über die Arbeit des Ethnographischen Museums in Budapest konsequent fort, und es ist faszinierend, die Diskussionen, Veranstaltungen, Bemühungen um Transparenz und nicht zuletzt die praktischen Sorgen dieser Institution von nahem, sozusagen Schritt für Schritt, verfolgen zu dürfen. Der vorliegende Band konzentriert sich auf einige methodische Probleme. Dahinter sind aber die Umrisskonzepte erkennbar. Es ist z.T. auch der Versuch spürbar, eine Bilanz seit der Wende zu ziehen. Es wird Selbstkritik geübt, gleichzeitig ist man aber zu Recht stolz auf die einmaligen Bestände ungarischer Volkskunst!

Der erste Beitrag von *Terézia Balogh Jánosné Horváth* und *Edit Katona* gilt einer Stickerei aus dem Jahre 1766. Die erste Erwähnung, die erste Fotografie, die erste Ausstellung: All dies liest sich wie eine Kriminalgeschichte! Denn die ungewöhnliche Stickerei wurde immer wieder falsch zugeordnet und bezeichnet, und die Autorinnen haben sich – unausgesprochen – zum Ziel gesetzt, die Stickerin bzw. Besitzerin des Zierlakens, die ihren Namen (als jungverheiratete Frau) ANNA PEIRIN (= Bäuerin) und die Jahreszahl hineinstickte oder hineinsticken liess, zu rehabilitieren. Die Stickerei aus schwarzer Wolle, mit Blumen- und Vogelmotiven, in dreifacher Wiederholung kassettenartig angeordnet und vollständig umrahmt, kam 1872 in den Besitz der damals neu gebildeten Abteilung für ungarische Volkskunde des Nationalen Museums. Die Erwerbung wird 1873 im Gewerbemuseum, wo es bis 1962 bleiben sollte, notiert mit: *Pomogy (Mosony m.) német*: «aus Pamhagen (Bezirk Moson) deutsch». Die Stickerei kam später im Handbuch über ungarische Volkskunst von *Tamás Hofer* und *Edit Fél* (1975ff.) als ungarisches Beispiel aus Pécs zu lexikalischen Ehren, und dieser Umstand hat die falsche Zuordnung zementiert. Die Eingangsnotiz wird aber durch die historisch bezeugte Besitzerin gestützt. Der Artikel ist eine akribisch geführte Forschungsarbeit zur Berichtigung eines volkskundlich sehr wertvollen Gegenstandes, der normalerweise anonym geblieben wäre.

Es stellen sich mir aber drei Fragen, die ich erwähnen möchte: 1. Warum ist den beiden Autorinnen entgangen, dass das Foto auf S. 12 (7. KÉP) seitenverkehrt ist? 2. Die Stickereivorlage, die Frigyes (Friedrich) Fischbach von der Stickerei herstellte, zeigt das Rahmenmotiv der Weintraube seitenverkehrt (S. 13, 8. KÉP). Könnte es sein, dass Fischbach die Vorlage nach dem Foto und nicht nach dem Original herstellte? (Foto und Vorlage in: Pulszky Károly: *A magyar háziipar díszítményei*. Budapest 1878. Es handelt sich um das erste ungarische Album mit Stickereivorlagen.) 3. Pomogy (Pamhagen) liegt heute an der österreichisch-ungarischen Grenze, und zwar auf österreichischer Seite. Die Bezeichnung *német* (deutsch) bezogen der Sammler Römer Floris, Kanoniker aus Nagyvárad (Oradea, Rumänien), und in der Folge der eintragende Beamte 1873 auf die Zugehörigkeit von Anna Peirin zur deutschsprachigen Volksgruppe im ehemaligen Ungarn der habsburgischen Monarchie. In Siebenbürgen wurde diese Volksgruppe (der «Sachsen») als eine der drei «Nationen» bezeichnet. Von «Nation» zu sprechen geht hier nicht an, aber könnte die Beifügung: «Ehemaliges Westungarn» Abhilfe schaffen? Im Ausland würde «deutsch» ohne diese Beifügung mit Bestimmtheit nicht auf eine Volksgruppe, sondern auf das politische Land Deutschland bezogen. Oder aber: Umgekehrt wurde der Hinweis der Autorinnen auf die deutsche Herkunft der Stickerei an zwei Ausstellungen 1993/1994 in Slowenien vom Publikum übergangen, man sprach einfach von der «ungarischen» Ausstellung (S. 35).

Ein zweiter Beitrag der beiden Autorinnen behandelt die Ausstellung von 1889 über Säuglings- und Kleinkinderpflege. Die Kindersterblichkeit war damals sehr hoch, und ein Teil der Ausstellung befasste sich auch mit gesundheitlichen und hygienischen Fragen. Doch das Hauptgewicht lag auf der Präsentation von Gegenständen: Möbeln, Spielzeug und Kinderkleidern. Der Begründer der Abteilung für ungarische Volkskunde, Xántus János, forderte die Geistlichen in den verschiedenen Zentren Ungarns auf, aus jeder Volksgruppe je eine vollständige Knaben- und Mädchenbekleidung für Fünfjährige zuzuschicken. Diese Sammlung ist einmalig und liegt dank ihrer weit gehenden Vollständigkeit auch der heutigen ständigen Ausstellung (seit 1991, erneuert 1996) am Kossuth Lajos tér 12 zu Grunde.

Zwei weitere Beiträge befassen sich ebenfalls mit gegenständlicher Volkskunde: *Klára K. Csilléry* geht dem Ursprung der im 19. Jahrhundert in ganz Westungarn verbreiteten Schränke mit trapezförmigen Giebeln nach und kann die Linie bis ins Danzig des 18. Jahrhunderts zurückverfolgen; *István Csupor* zeigt die hohe Technik der Töpfer von Nagybánya (Baia Mare, Rumänien), die reichen Formen und Motive ihrer Töpfereiwaren sowie die Festlegung der damaligen Handelswege und Märkte, die wiederum auf die Hersteller einwirkten. Grundlage ihrer Handwerkskunst und ihres Wohlstands waren die geologischen Gegebenheiten, die erstklassige Rohstoffe lieferten. Es konnte zu Vergiftungen kommen, wenn in ein und derselben Handmühle Mineralien zur Herstellung von Farbüberzügen und Getreide gemahlen wurde. Von heute aus gesehen ist glasiertes Essgeschirr problematisch, gerade we-

gen des Herauslösen von metallischen Bestandteilen, so etwa von Blei. Dieser Aspekt wird nicht thematisiert, der Autor spricht aber vom Vormarsch von Aluminiumtöpfen, die z.T. in Keramik nachgebildet werden.

In Anlehnung an die Serie über bedeutende Ethnografen scheint hier ein Beitrag über Hiador Sztripszky eingefügt worden zu sein. Er machte sich vor allem um die gegenständliche Volkskunde der Fischerei und um Sprache und Bräuche der Ruthenen verdient. In der zweiten Hälfte seines Lebens wandte er sich vermehrt sprachlichen Fragen zu und arbeitete als Übersetzer. Vielleicht hat er es diesen Umständen zu verdanken, dass es zu keiner Monografie gereicht hat?

Ein Beitrag von *Erzsébet Györgyi* und *Emese Szojka* über den Aufstieg zu Wohlstand der Gegend Sárköz im Bezirk Tolna, Westungarn, als Folge der Regulierung des Donaulaufs Mitte des 19. Jahrhunderts untersucht verschiedene Handwerke und ihren Einfluss auf die beiden Bevölkerungsgruppen der Ungarn und der Deutschen. Der Artikel verfolgt eine mehr soziologisch ausgerichtete Fragestellung, bleibt aber recht punktuell. Ein etwas ausführlicheres Beispiel betrifft den Hausbau. Die Autorinnen berichten, dass zugezogene Deutsche für ansässige Ungarn, die zu Land und Wohlstand kamen, neue Häuser errichteten. Am Schluss waren es die Deutschen, die durch Fleiss und Sparsamkeit vermögend wurden, während die Ungarn, da zur Verschwendung neigend, verarmten.

Schliesslich befasst sich *Johanna Pappné Mészáros* mit der Statistik 1990–1998 der Besucher im Ethnografischen Museum von Budapest. Es gibt erfreuliche Jahre (1991, 1996), aber auch ein schwieriges Jahr (1997). Jedes Jahr wurden neue Ausstellungen, oft auch Wanderausstellungen, Fotoausstellungen, ausländische Beiträge veranstaltet, sodass nicht klar ist, warum die Zahlen schwanken. Im Jahr 1998 wurde nun ein Fragebogen ausgearbeitet und anlässlich einer grossen internationalen Fotoausstellung mit hohen Besucherzahlen aufgelegt. Der Artikel zeigt, auf wie viele verschiedene Fragen die Auswertung des Fragebogens eine Antwort zu geben weiss. Ausserdem wird das Gästebuch am Ende eines jeden Monats stets sorgfältig durchgelesen. Einträge, auch kritische Bemerkungen, werden begrüsst, denn sie fördern die systematische und effiziente Arbeit der Verantwortlichen und tragen zur Entwicklung des Museums bei. Das Ethnografische Museum von Budapest will in dieser Weise weiterfahren, da die Zufriedenheit der Besucher als ein sehr wichtiger Faktor für das Museum erkannt und gewertet wird. Dies dürfte wohl für alle Museen in der Welt gelten.

Paula Küng-Hefti

Anzeigen

Rheinisch-westfälische Zeitschrift für Volkskunde 46/2001. Bonn/Münster 2001. 551 S., Abb.

S. 9–66: *Balázs Borsos*, Möglichkeiten und Grenzen der Bestimmung kultureller Regionen mittels elektronischer Verarbeitung der Daten des Atlas der deutschen Volkskunde am Beispiel des Rheinlandes; 67–198: *Peter Arnold Heuser*, Gicht- und Syphilistherapie in Köln um 1560. Ein Beitrag zur Frühgeschichte der Sarsaparillakur in Europa; 199–212: *Wolfgang Kleinschmidt*, Die Dingung des Gesindes in der Reichsstadt Speyer. Aus den Rechnungen des Spitals St. Georg (1514–1790); 213–240: *Peter Lingen*, Goethe und der Gipsgiesser im Rochusfest. Ein Beitrag zur Geschichte der kleinen Gipsfigur als Devotionale; 241–274: *Bernd-Wilhelm Linnemeier*, «Da Wohlthaten die Stützen der Welt sind ...» Die «Zunft der Heiligkeit» jüdischer Junggesellen und Knechte zu Neuenkirchen und ihre Nachfolgerin. Ein Beitrag zur inneren Verfassung jüdischer Landgemeinden Ostwestfalens im 18. Jahrhundert; 275–290: *Bernward Deneke*, Zwischen Anpassung und Differenz. Bemerkungen zu Chanukkafeiern in Bielefeld im 19. Jahrhundert; 291–318: *Ralf Roth*, Metropolenkommunikation. Einige Überlegungen zum Zusammenhang von Migrationsbewegungen und Ideentransfer am Beispiel von Berlin und Chicago im 19. Jahrhundert; 319–354: *Hans-Jürgen Teuteberg und Peter Lesniczak*, Alte ländliche Festtagsmahlzeiten in der Phase sich intensivierender Verbürgerlichung 1880–1930; 355–370: *Dietmar Saueremann*, Flüchtlingsgeschichten sind vor allem Frauengeschichten. Zur Rolle der Frauen bei Flucht oder Vertreibung und ihre ersten Kontakte in einer fremden Umgebung nach 1945; 371–403: *Kurt Dröge*, August Meier-Böke und die Volkskunde in Lippe. Eine biografische Skizze.

405–428: Berichte und Diskussionsbeiträge; 429–510: Rezensionen.

EJH